

Geh mir aus der Sonne!

... sagte der Kyniker Diogenes, als Alexander der Große versprach, ihm jeden Wunsch zu erfüllen, den er aussprechen wolle. Dem Philosophen aber war das, was er hatte, genug. – »Geh mir aus der Sonne, lass mich lesen«, möchte man auch zur UB sagen, die einem lauter unnötige Notwendigkeiten aufzwingen will (S. 2-4). Das Gleiche möchte man auch zu neuen Versuchen sagen, ins Lesen digital hineinzupfuschen (S. 5). Und nochmals: »Lass mich lesen!«, zu den neuen Flirtoffensiven in den

Bibliotheken (S. 6-9). Neben dem Lesen gibt es auch noch kluge Beschäftigungen anderer Art (S. 10-15). Vergessen wir nicht: die Kunst (S. 16-21). Übrigens war auch Diogenes für verstörende Performances auf den Straßen von Korinth bekannt, mit denen er die herrschenden Sitten und Denkmuster umprägen wollte (S. 22-26). Es bleibt zu hoffen, dass wir nicht wie er bald mit einer Laterne am Tag umhergehen, um kluge Menschen zu suchen. Um zum Zyniker zu werden, ist die Sonne einfach zu schön.

die Redaktion



Illustration: Kirsten Reibold

Ausgabe 02/2013, Nr. 219
unimut
ZEITSCHRIFT **an** DER UNI HEIDELBERG

Mach Dich UB-FIT

Die Universitätsbibliothek Heidelberg bemüht sich in den letzten Jahren sehr darum, ihre Kunden (früher: Nutzer) fit zu machen für diese Welt, in der es sich nur für den Fitten wirklich lohnt, zu überleben. Und zwar in jeder Hinsicht des Wortes: anpassungsfähig gegenüber den ökonomischen Gegebenheiten, dazu körperlich gestählt und mental so flott wie eine Suchmaschine.

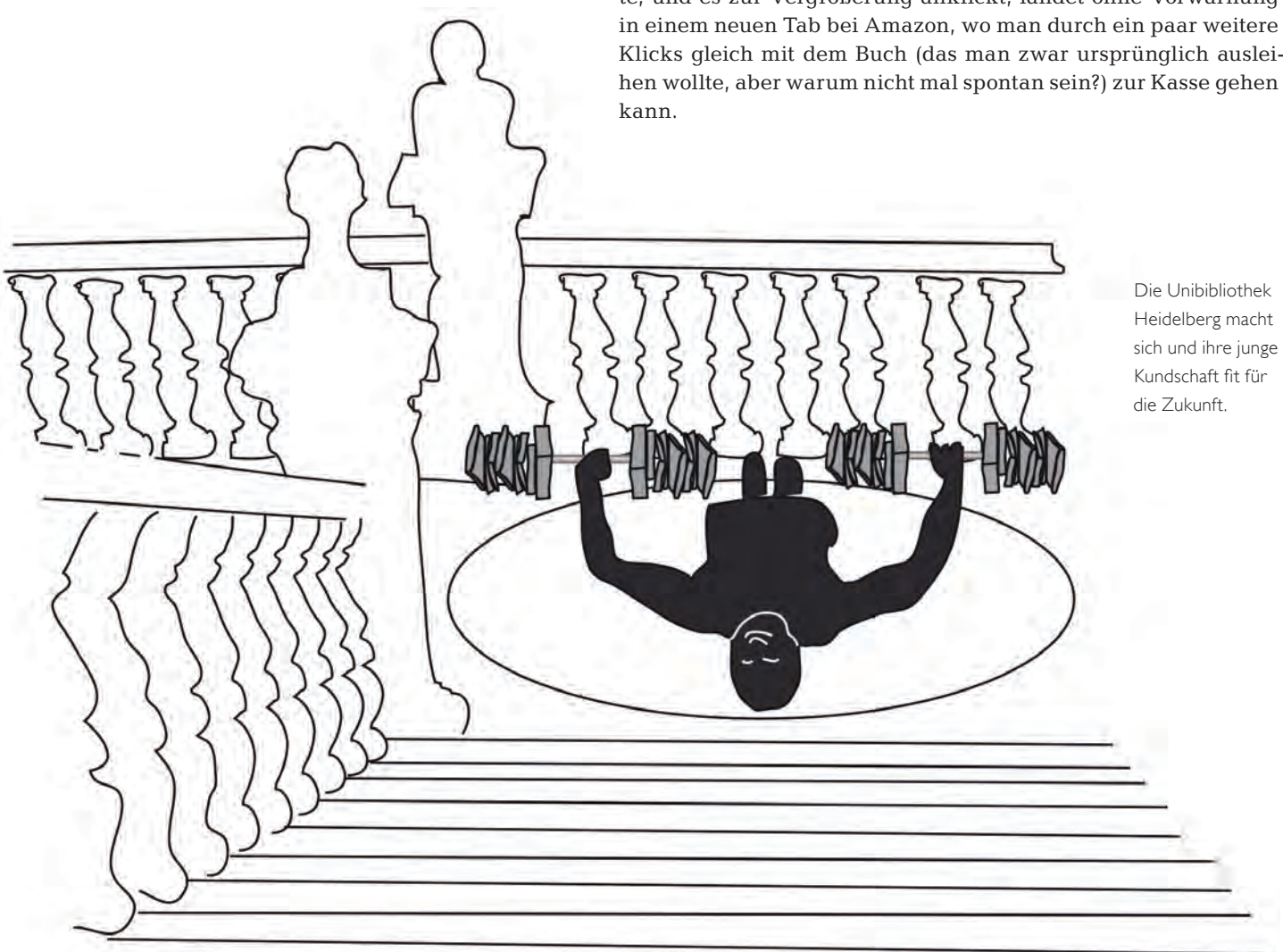
von Chiara Westermann, Gregor Babelotzky, Jakob Brüssermann & Janina Reibold – Illustration: Kirsten Reibold

Fitting in.

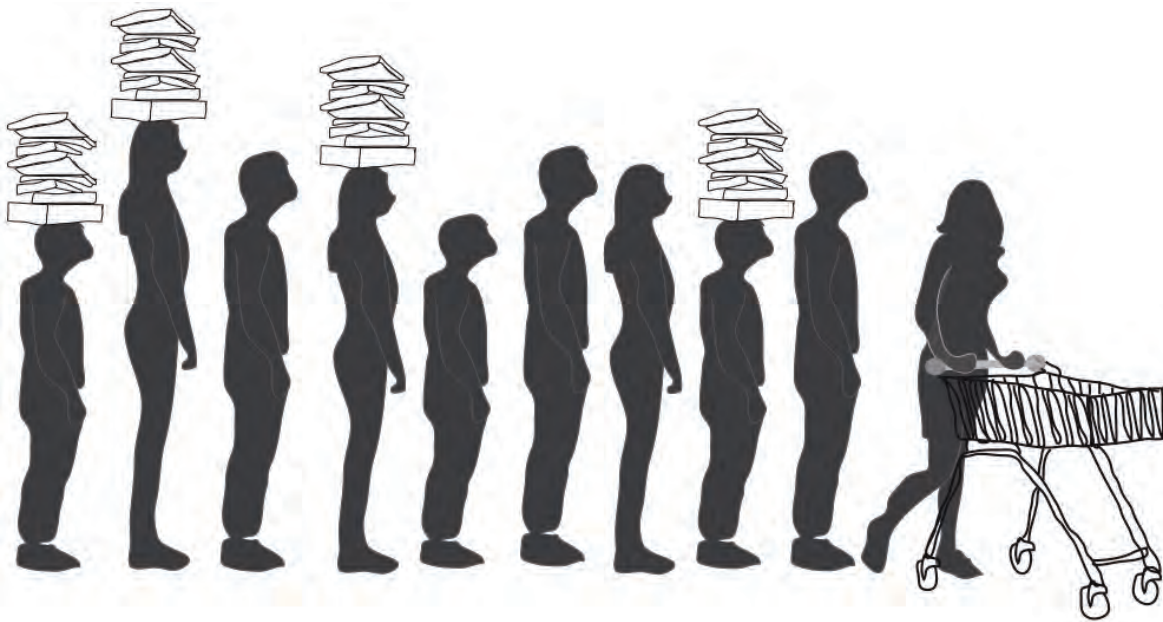
Die UB geht mit der Zeit. Sie holt ihre junge Kundschaft da ab, wo man weiß, dass sie sich befindet, nämlich in der bunten Welt des Digitalen. Der Kunde ist immerhin König, und der will unterhalten werden. Nur begnügt er sich längst nicht mehr mit Büchern allein. Deshalb muss sich auch die Bibliothek anpassen (d.h. sich fit machen – warum sollte der Imperativ der Fitness auch gerade vor der altehrwürdigen UB halt machen?). Aus diesem Grunde muss man versuchen, irgendwie

an Erfolgskonzepte wie Amazon, Facebook, Twitter usw. *anzudocken*. Dafür lässt man sich auch nicht lumpen: Jedes Buch kann inzwischen bei HEIDI auf 339 internationalen sozialen Netzwerken (kanntest Du schon *Youmob*, *wowbored* oder *Windy Citizen.com*?) verknüpft, kommentiert, *geshared*, *geliked* und *gerated* werden.

Die kleinen bunten Cover, die die UB Heidelberg in ihrem Online-Katalog für unverzichtbar hielt, haben nun für großes Aufsehen gesorgt. Denn kein Geringerer als Amazon selbst hat sie bereitgestellt. Die kleinen Bildchen der Buchcover erscheinen bei den Suchergebnissen: Wer sich eines genauer anschauen möchte, und es zur Vergrößerung anklickt, landet ohne Vorwarnung in einem neuen Tab bei Amazon, wo man durch ein paar weitere Klicks gleich mit dem Buch (das man zwar ursprünglich ausleihen wollte, aber warum nicht mal spontan sein?) zur Kasse gehen kann.



Die Unibibliothek Heidelberg macht sich und ihre junge Kundschaft fit für die Zukunft.



Diese Funktion ist interessanterweise auch im Intranet aktiviert, wo man doch eigentlich nur Zugriff auf HEIDI hat und alle Seiten des WWW gesperrt sind. Alle bis auf Eine: Klickt man auf das Coverbild, gelangt man ohne Probleme zu Amazon, wo man sofort und ungehindert *shoppen* kann. Die UB Heidelberg verdient übrigens an jedem Klick, der von ihrer Seite zu der von Amazon führt (Datenschutz war gestern) und bekommt zusätzlich für jeden von ihr vermittelten Kauf 10 Prozent (das entspricht einem guten Autorenhonorar).

Dass Amazon sich in den Unibibliotheken eingenistet hat, ist kein Zufall. Längst hat man beim Internetriesen verstanden, dass Studenten eine lukrative Zielgruppe darstellen. Es rechnet sich offenbar, sie auch als zukünftige kaufkräftige Kunden gezielt anzufüttern. Und die UB hilft mit. *Public-Private-Partnership*.

Der Unimut hatte bereits 2009 (Ausgabe Nr. 198) eben diese semilegale Liaison zwischen UB und Amazon angeprangert, doch brachte erst ein FAZ-Artikel von Roland Reuß vom 13. Februar 2013 den Stein ins Rollen: RNZ, DIE ZEIT, Stuttgarter Zeitung, Buchreport u. v. m. berichteten nun von dem skandalösen Amazon-Deal. Zwar geriet zunächst die UB Heidelberg ins Kreuzfeuer der Kritik, schnell stellte sich aber heraus, dass etwa ein Viertel aller Unibibliotheken und drei Viertel der Stadtbibliotheken in Deutschland eine Kooperation mit Amazon eingegangen waren – obwohl das rechtlich problematisch ist, da eine öffentliche Einrichtung nicht ohne weiteres mit einem kommerziellen Anbieter zusammenarbeiten und erst recht nicht einem dieser Anbieter ein Monopol einräumen darf.

Viele Bibliotheken haben die Kollaboration mit Amazon nach der massiven öffentlichen Kritik daher gekündigt und die entsprechenden Links deaktiviert. Anders die UB Heidelberg. Der Kunde (*wir!*), so die UB, wolle es nämlich so. Es geschieht also alles zu der Studenten Gunsten: bunte Bildchen, bequemes *Shopp*.

Die Entscheidung für die Amazon-Links fiel allerdings nicht per Volksentscheid und sicher nicht auf expliziten Wunsch der Studenten, sondern lag im Verantwortungsbereich der jeweiligen Bibliotheken. Viele haben sich auch dagegen entschieden. Saß ihnen etwa keine bequeme, konsumsüchtige, digitalverwöhnte Studentenmasse im Nacken, die Bilder gucken wollte?

Eine gute Bibliothek braucht einen guten Bücherbestand, einen guten Fernleihservice, lange Öffnungszeiten, ausreichend Schließfächer, eine durchdachte Katalogisierung: Sie muss

Notiz der Redaktion

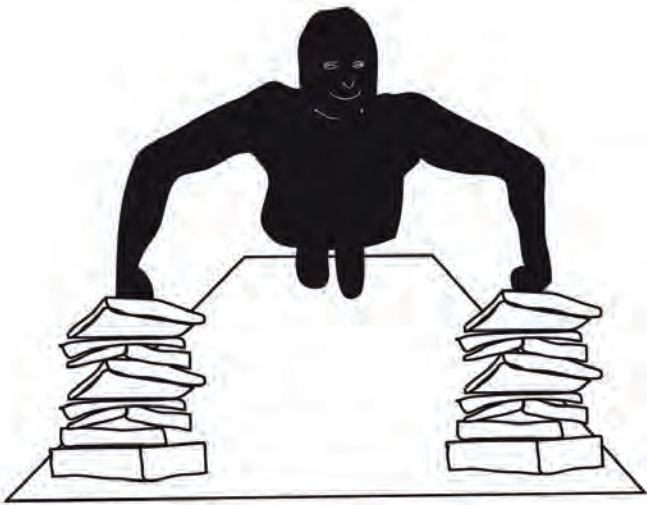
Das eigentlich Skandalöseste an der UB-Amazon-Kooperation ist die mangelnde Bereitschaft der UB, mit Kritik konstruktiv umzugehen und in Dialog mit ihren Nutzern, den Studenten, zu treten. Bereits 2009 monierten wir in dieser *Studenten-Zeitschrift* die Zusammenarbeit der UB Heidelberg mit Amazon. Seither wurde in keiner Weise auf unsere Kritik eingegangen oder gar repliziert.

Stattdessen behauptete die Sprecherin der UB im Februar 2013 der überregionalen Presse gegenüber, dass die Amazon-Bildchen auf Wunsch der Studenten eingeführt wurden und bisher noch niemand etwas dagegen einzuwenden gehabt habe. Die Kritik daran sei ihnen völlig neu.

So geht das nicht.

funktional sein, nicht modisch modern, sie hat den schnellen und leichten Zugang zu Büchern zu bieten, keine daten- und wettbewerbsrechtlich unbedachten Verlinkungen zu Vertriebsmonopolisten oder zu Facebook und Konsorten.

Als alphabetisierte Wesen brauchen wir Signaturen, korrekte bibliographische Angaben und eine vernünftige Beschlagwortung, keine bunten Bildchen. Ein solcher Hort der Kultur kostet, na klar. Dafür stellt die öffentliche (nicht unsichtbare) Hand ja Gelder zur Verfügung; dass diese Gelder an vielen Stellen zu knapp bemessen sind, ist ein anderes Thema, das eigens und lautstark vom Bibliotheksverband und den Unileitungen thematisiert werden müsste. Statt mit immer mehr unnützen Features abzulenken, sollte die staatliche Finanzierungsmisere im Mittelpunkt der Debatte stehen – um gute Bibliotheken zu ermöglichen.



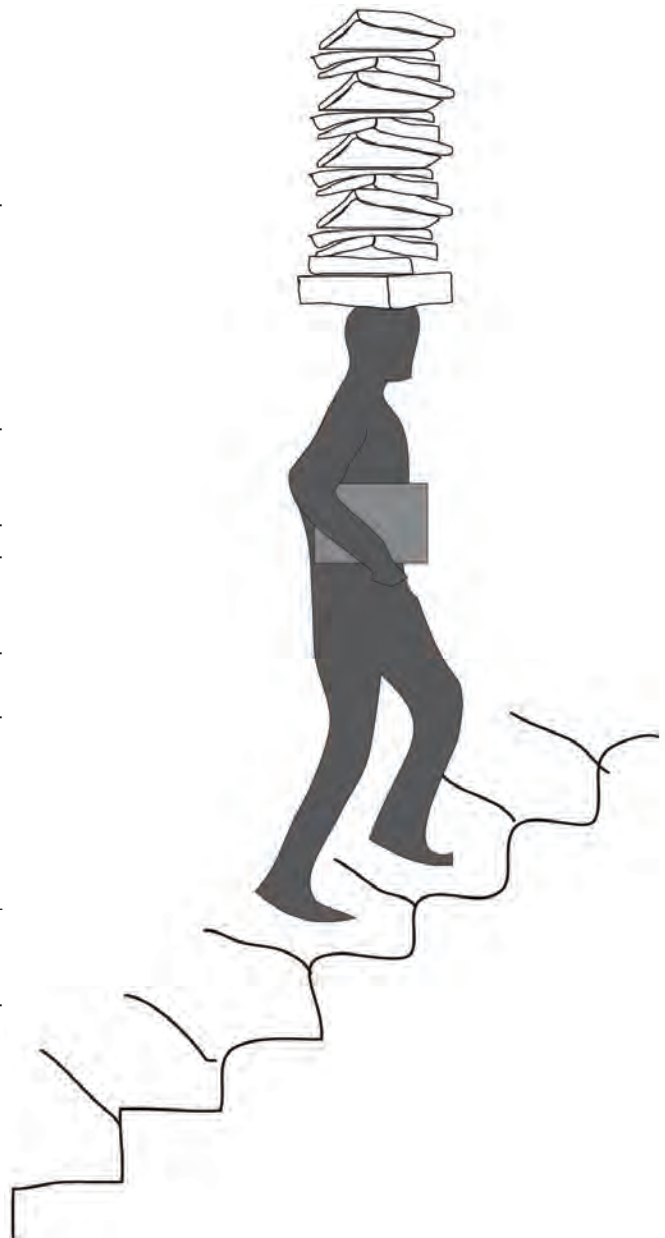
Fit im Geist.

Als gute Bibliothek ist die UB Heidelberg auch in Sachen Edutainment ziemlich fit, auch hier hat sie ihr Ohr am Puls der Zeit. Das FIT (Fachbezogenes Informationskompetenz-Training) zeigt seit Kurzem mit vielen Interaktionselementen (Bilder, Videos, bald für alle Fächer!) die exemplarische ›Lernstory eines Studenten‹, um den Kunden vorzuführen, wie man sich etwa für das Vorbereiten von Referaten oder Hausarbeiten Informationen verschafft. Abschluss der Lerneinheit mittels Quiz. Es ist alles so einfach! Will die UB im digitalen Konzert allerdings wirklich vorne mit dabei bleiben, sollte sie das Nachfolgerprojekt FIT 2.1 (Fächerübergreifendes Inkompetenzkompensationskompetenz-Training) nicht auf morgen verschieben.

Körperlich fit.

Inzwischen trägt die UB aber auch für die körperliche Fitness ihrer Kundschaft Sorge. Will man ein Buch zurückbringen, muss man aufgrund der Bauarbeiten zur Zeit, und noch für einige Monate, über 170 Treppenstufen gehen. Vom Erdgeschoss in den Keller, vom Keller zurück ins Erdgeschoß, erster Stock, zweiter Stock, dritter Stock – zweiter Stock, erster Stock, Erdgeschoß, Keller, Erdgeschoß. Natürlich beschweren sich jetzt wieder manche: Der Weg zur Rückgabe sei zu umständlich und lang, sei schlecht organisiert, fordern gar einen Rückgaberaum im Erdgeschoss und die Ausweitung des allgegenwärtigen *carrier-service* auf die Räumlichkeiten der UB.

Allen Miesmachern geben wir allerdings zu bedenken: Woran liegt es denn, dass Du noch nie eine BibFlirt-Botschaft (siehe S. 6-9) erhalten hast? Vielleicht an den paar Pfunden zu viel auf der Hüfte? Na? Kann das sein? Treppensteigen formt die Moral und den Hintern, trainiert Herz und Geist, fördert die Durchblutung und sorgt für den rosigen Teint gesunder Studenten. ›Es steht zu hoffen, dass ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohne‹ – wer mehr als nur Hoffnung will, der gehe weiterhin fleißig in die UB: Erdgeschoss, Keller, Erdgeschoss, erster Stock, zweiter Stock, dritter Stock und zurück. Und nochmal: Erdgeschoss, Keller, ...



Das panoptische Buch.

Die perfekte Ergänzung zu allen Bachelor-Studiengängen befindet sich seit Kurzem in der Betaphase. Es handelt sich um eine individualisierte Überwachungssoftware für E-Books namens *CourseSmart Analytics*. Sie kommt, wie alles Gute in diesen Tagen, aus Silicon Valley.

Laut eines Berichts der *New York Times* vom 8. April wurde sie bereits an einigen nordamerikanischen Universitäten und Colleges erfolgreich getestet. Sie erlaubt es, das Leseverhalten von Schülern und Studenten aufs Genaueste zu überprüfen. Anhand lizenzierter E-Reader und E-Lehrbücher zeichnet die *smarte* Software detailliert auf, welche Seiten wann, wie oft und wie lange geöffnet wurden. Das gemessene »Engagement« eines jeden Seminarteilnehmers liefert die Firma dann in Form von Zahlen und bunten Kurven direkt an den Dozenten, der das Ergebnis flugs mit dem in der Prüfung abgefragten Wissen in Korrelation setzen und die »wirkliche« Leistung bewerten kann. Arbeit soll sich schließlich wieder lohnen.

Außerdem gibt *CourseSmart Analytics* die Ergebnisse gleich an die Verlage und Autoren weiter, die weniger beliebte Aspekte des Lernstoffs dann auch gleich weglassen können. Liest ja eh niemand.

CourseSmart ist als Meilenstein auf dem Weg zu einer gänzlichen Quantifizierung der Hochschu-

len zu betrachten. Mithilfe dieses Instruments kann nämlich der »Workload« eines Seminars perfekt kontrolliert werden. Studenten und Dozenten sind in Zukunft nicht mehr auf die vagen und mühsamen Umrechnungen der qualitativen Leistungen (Referat, Prüfung, Hausarbeit) in ECTS-Punkte und Workload-Einheiten angewiesen, sondern bekommen diese Daten direkt und in Echtzeit auf ihren Computer geliefert. In Kombination mit der dank Anwesenheitslisten bereits messbaren Präsenzzeit eines Studenten, lässt sich so in Zukunft der gesamte Arbeitsaufwand des Studiums messen. Vergleichbar und selbst für den Laien verständlich gibt es für 25 bis 30 Stunden E-Book-Arbeit einen Leistungspunkt. Und für 180 gibt es bekanntlich ein Bachelor-Studium.

Lediglich einen klitzekleinen Haken scheint die ganze Sache zu haben: Eine geöffnete Datei bedeutet nicht zwangsläufig einen Lernerfolg, genau so wenig wie die körperliche Präsenz in einer Sminarsitzung Garant für ein verstehendes Zuhören ist. Die Gedanken sind bekanntlich frei – jedenfalls bis man in Sillycon Valley mit einer *smarten* Lösung um die Ecke kommt, auch diese noch einzufangen und numerisch aufzubereiten.

von Janina Reibold

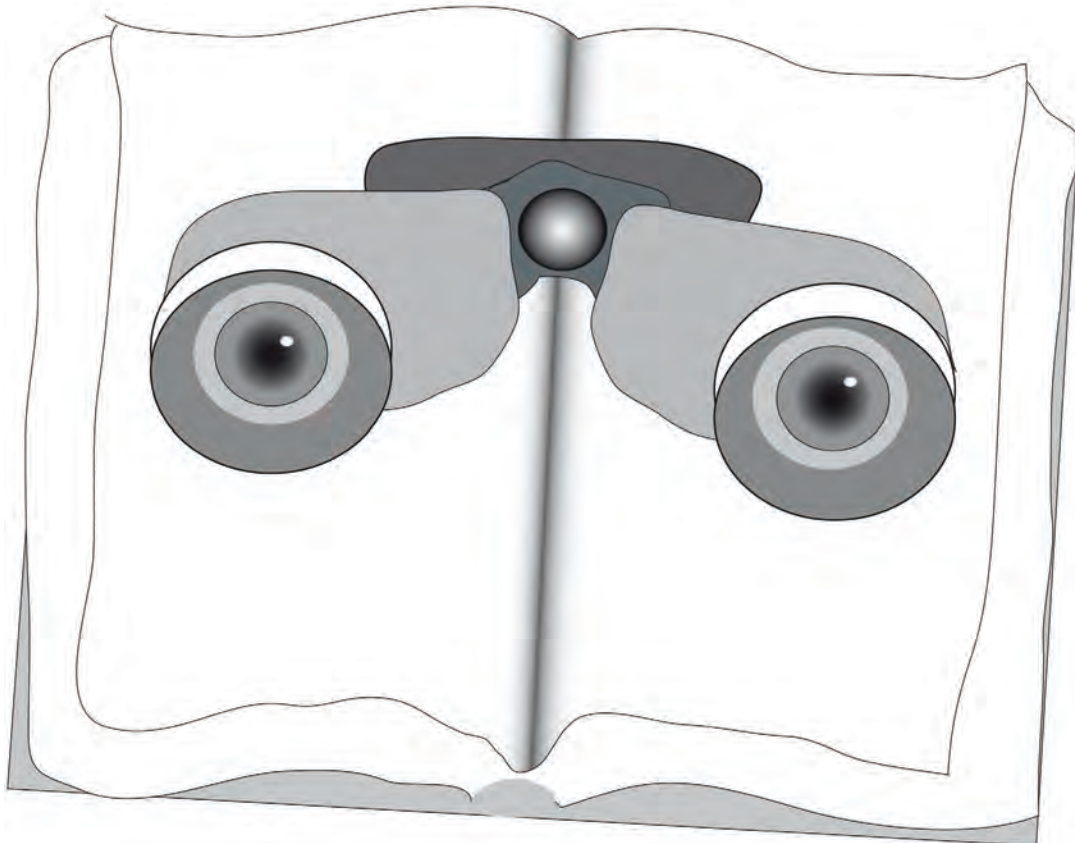


Illustration: Kirsten Reibold

Share the Love!

On the Art of Lovemongering,* ancient and modern

* A *lovemonger* being someone dealing in affairs of love

Jack shall have Jill
Nought shall go ill;
A Midsummer Night's Dream

Sehen, Suchen, Finden
Spotted

Das englische Verb *to flirt* ist alt, fast fünfhundert Jahre alt, wenn man den etymologischen Wörterbüchern Glauben schenkt. Hieß es ursprünglich »sich über jemanden lustig machen«, so war bereits bei Shakespeare das entsprechende Substantiv die gängige Bezeichnung für »a woman of light or loose behaviour«, wodurch es dann zur heutigen Bedeutung »play at courtship« kam – umwerben, verstanden als ein Spiel, für das man annehmen kann, dass es wie alle Spiele nach Regeln gespielt wurde. Flirtatgeber sind keine neue Erfindung: Um das Spiel des Flirtens mitspielen zu können, gab es schon immer Bücher, in denen man nachlesen konnte, wie man sich dabei zu verhalten hatte. Ein Beispiel dafür ist Baldassar Castigliones *Buch des Hofmanns*, das allerdings auch für Frauen wichtige Tipps enthielt; so wurde dort auf unterhaltsame Weise

und anhand praktischer Beispiele erklärt, wie man am Besten ein Gespräch führt, welche Kenntnisse in Literatur, Musik usw. dafür notwendig sind, wie man Gäste empfängt, wie man die Gastfrau unterhält und etwa mit Gedichten beeindruckt, sowie manches mehr, das zur Hofkultur des 16. Jahrhunderts gehörte. Wichtig waren dabei nicht so sehr die Gefühle, sondern die Haltung, die Fähigkeit, im Spiel die richtige Rolle richtig zu spielen, so wie es von einem erwartet wurde. Es ist interessant, dass das Flirten von Anfang an diese Zweideutigkeit von bloßem Spiel nach gewissen Konventionen und (vielleicht) dahinter verborgenem Ernst an sich hat. Vielleicht sind überhaupt alle Konventionen des Flirtens Weisen, mit der Heikelkeit dessen, was bei ihm auf dem Spiel steht, umzugehen: Ich kann immer noch so tun, als habe ich nur gespielt.

Kleiner sittengeschichtlicher Exkurs

Die Zeit der offen gelebten Gefühle kam erst viel später und noch Jane Austens viel gelesene Romane zeugen von einer Epoche, in der die Beziehungen *between sexes* durch subtile Verhaltensregeln bestimmt wurden. Um- und Nachsichtigkeit kennzeichneten das Umwerben, man wartete und wartete: auf die seltene Möglichkeit, neue Bekanntschaften zu machen, auf Bälle, bei denen man vielleicht zum Tanzen aufgefordert wird, auf Einladungen zum Tee oder zum Essen, auf einen Brief, auf vorsichtige erotische Hinweise, auf den Heiratsantrag und die nicht immer sichere Zustimmung der Eltern; dann wartet man auf die Hochzeit, eine endlose Zeitspanne, in der man sich kaum zu zweit begegnen kann. Explizite Aussagen sind selten, Andeutungen und entsprechende Missverständnisse die Regel, jedes Wort unterliegt einer festgelegten, vorsichtigen Rhetorik voller Scheu und Ehrfurcht, die wiederum aber auch die Überraschung

bei endlicher Enthüllung und eventuellem *happy end* zusätzlich steigert. Doch ist es nicht nur die soziale Förmlichkeit, die der Romantik in Austens nüchterner Welt strenge Grenzen setzt; vergessen dürfen ihre oft eher mittellosen Heldinnen nämlich nie, dass Liebe immer mit Fragen des Geldes einher geht, dass es sich bloß um einen glücklichen Zufall handelt, wenn der Kandidat nicht nur reich, sondern auch *handsome* und sogar verliebt ist; dass es unwahrscheinlich ist, in eine höhere Gesellschaftsschicht einzuheiraten; schließlich, dass meistens Liebe allein nicht ausreicht und weniger flüssige junge Männer, wenn sie die Wahl haben, eher für die *Lady with cash* optieren.

So ist etwa Mr. Darcy (*Pride and Prejudice*) – er dürfte auf dem Umweg über die etwas verflachte Verfilmung mit der zierlichen Keira Knightley in der Rolle der Elizabeth Bennet einige Bekanntheit erlangt haben – zwar ein Mann, der sowohl Geld



»Sie schreibt mir ... sie schreibt mir nicht ... sie schreibt mir ... sie schreibt mir nicht ... sie schreibt mir ... sie schreibt mir nicht ... sie schreibt mir ...«

(ganze 10.000 £ a year) als auch *looks* hat, nur leider nicht über die so notwendigen *social skills* verfügt, die einen auf den Spielfeldern des Flirtens (Bälle, Theaterabende, Landpartien, Einladungen zum *high tea* oder zum *dinner*) zum Sieger machen. Er zieht sich beispielsweise schon ganz früh und seiner sonstigen Tugenden zum Trotz den Unmut aller jungen unverheirateten Frauen zu, indem er sich stur weigert, während eines Balles an den Tänzen teilzunehmen – gerade wenn es so an tauglichen Männern mangelt! Nicht einmal das spätere Eingeständnis seiner furchtbaren Schüchternheit gereicht dem Armen ganz zur Ehrenrettung; bis er bei allen wieder einen guten Ruf genießt, ist man schon am Ende des Buches angelangt, und nicht einmal beim Heiratsantrag schafft er es, eine Beleidigung seiner künftigen Ehefrau zu vermeiden.

Dem frechen, lügnischen und mittellosen Mr. Wickham hingegen gelingt es, mit einem charman-

ten Lächeln hier und einer ordentlich geführten Konversation dort, zum Ersten schnell alles Weibliche für sich zu gewinnen, und dann auch noch mit der jüngsten (und dümmsten) der Bennet-Schwestern auf wahrhaft unehrenhafte Weise davonzulaufen, dergestalt Scham und Schande über die Bennets bringend. Glücklicherweise springt Darcy mit seinem Geld (wozu hat man's, wenn nicht um Skandale zu vertuschen?) diskret in die Bresche, finanziert das junge und nicht sehr vielversprechende Paar, besorgt dem eher zum Hasardspiel neigenden Wickham eine anständige Arbeit – und alles ist, wenigstens vor den Augen der Welt, (einigermaßen) glimpflich abgelaufen.

Dann gibt es natürlich auch Elizabeths ältere, wunderschöne Schwester Jane, der beinahe ihre große Liebe und eine sehr vorteilhafte Verlobung entgeht, weil sie nicht explizit genug ihre Gefühle bekannt macht und den armen, nicht gerade auf-

Flirten 2.0

geweckten Mr. Bingley (Einkommen: ca. 5.000 £ a year) so in Verunsicherung stürzt. Und schließlich möchten wir noch Elinor erwähnen, die älteste und vernünftigste der in Armut geratenen Dashwood-Schwestern aus *Sense and Sensibility*. Als sie sich nämlich verliebt – unverständlicherweise in einen Mann, der weder besonders goldig noch besonders geldig ist –, ist es mit ihrer ganzen Verständigkeit vorbei und sie sieht nur noch das, was sie sehen möchte: Nach dem Brauch jener Zeit trägt der geliebte Edward irgendwann einen Ring, in dem eine Locke eingeflochten ist, und Elinor, die sich erwidert glaubt, ist sich (fast) sicher, dass er *ihr* heimlich eben jene Locke abgeschnitten hat – erst später entdeckt sie zu ihrer Enttäuschung (die sie natürlich gut zu verheimlichen weiß bzw. die sie tragischerweise nicht zeigen kann), dass der Ring ein Geschenk der wahren Verlobten Edwards ist, von deren Existenz sie nichts wusste.

Nun mag dieser Exkurs manch einem Leser vielleicht überflüssig oder zu detailliert vorkommen, befinden wir uns doch im 21. Jahrhundert und kennen solche Zwänge der Form längst nicht mehr. Als uns aber am 15. Januar dieses Jahres eine Email von einem der Gründer von BibFlirt erreichte, in der wir freundlich gebeten wurden, durch Verlinkung auf die un!mut-Seite am *love-mongering* teilzuhaben und so zur »Verbreitung der Liebe auf dem Campus« beizutragen, häuften sich in uns, zumal nach dem Sichten der besagten Internet-Flirt-Plattform (Näheres dazu im Info-Kästchen), blitzhaft unzählige Fragen.

Zum Beispiel: Warum wird gerade die Bibliothek, als einer der letzten Orte, an dem das Verhalten einer strengen Form und dem Stillegebot unterliegt, an dem man sich beobachtet fühlt und sich nicht traut, das Objekt des Interesses direkt anzusprechen, zur neuen Bühne der Liebe? Gerade die Bibliothek, wo jeder hinter seinen Büchern oder seinem Laptop sitzt? Aber eben diese Konstellation macht sich BibFlirt ja zunutze: Ich kann den Menschen neben mir auf dreisteste Weise ansprechen und dabei aussehen, als schriebe ich an meiner Hausarbeit. Auf einer bestimmten Ebene ist BibFlirt wie jede Konvention des Liebesanbahnungsspiels eine Weise, mit dem emotionalen Risiko dieses Spiels umzugehen (bzw. es zu umgehen).

Wenn die Betreiber von BibFlirt behaupten, sie hätten das Flirten in der Bibliothek überhaupt erst möglich gemacht, meinen sie, dass die Bibliothek als neuer Flirt-Ort die Bälle von Früher ersetzt hat? Stellt die anonyme Kommunikation online, versteckt hinter

und geschützt von einem Bildschirm, die neue Sittlichkeit in Sachen Kontakthanbahnung dar? Und warum sind denn die Buttons nötig, mit denen völlig Unbekannte uns sagen können, ob unsere Nachricht »voll süß« oder »kreativ« ist, ob sie gar »rockt«? Warum stören wir uns bei unseren Annäherungsversuchen nicht an der gesichtslosen Jury, die sich – als eine Art *big brother* des Flirtens – ständig einmischt?

Wie weit sind wir da denn eigentlich von der Zeit Jane Austens entfernt? Ist in Wahrheit ein Rückschritt im Gange? Wie steht es denn um unsere Fähigkeit, solche Angelegenheiten des Herzens ohne Umwege anzugehen? Brauchen wir, wie früher, einen Vermittler (die Gründer des BibFlirts nennen sich ja den »modernen Amor«), erröten wir wie Jane und Lizzy Bennet, warten bis der Andere doch noch den ersten Schritt wagt, oder bis er auf unsere Botschaft reagiert, bis er wahrnimmt, dass überhaupt irgendwo eine Botschaft auf ihn wartet? Von der Gefahr ganz zu schweigen, wie die arme Elinor die Zeichen zu missdeuten und sich einzubilden, in einem *post* auf BibFlirt sei man selber adressiert, auch wenn dies *realiter* gar nicht der Fall ist: Was immerhin zeigt, dass die Liebe sich ihr Risiko auch von den Fachmännern nicht nehmen lässt.

Wir bilden uns zwar vielleicht ein, wir bräuchten keine Regeln mehr fürs Flirten, wir seien freie, emanzipierte Menschen, die deswegen sogar einen guten Grund zum Stolz hätten, weil sie sich an keine Etikette mehr halten und alles schreiben, was



BibFlirt

Seit Januar 2013 betreiben sechs Heidelberger Studenten die Online-Plattform BibFlirt. Dort kann man als Frau (rosa markiert), aber natürlich auch als Mann (blau markiert), anonyme Nachrichten hinterlassen und somit versuchen, Mitmenschen, die man nur vom Sehen kennt, jedoch gerne besser kennen lernen möchte, zu kontaktieren, ohne den Umweg über die altmodische direkte Ansprache machen zu müssen. Wie der Name selber verrät, war es ursprünglich die Bibliothek, angeblich Ort des Austausches stiller Blicke, in der das digitale Flirten seinen Ausgang nahm. Inzwischen hat sich der Radius erheblich ausgebreitet und ganz egal, wo einem ein (menschliches) Objekt des Begehrens entwischt, bevor man die Gelegenheit hat, nach Name und Telefonnummer zu fragen: Auf BibFlirt kann man deutschlandweit angeben, ob die Nicht-Begegnung in »Café&Restaurant«, auf »Bus&Bahn«, im »Nightlife« oder in »Sonstigem« stattgefunden hat.

so einfällt, ganz egal, wie a-grammatisch, banal oder unbedacht es ist. Das Erscheinen von BibFlirt lässt einen allerdings ins Zweifeln geraten und fragen, warum wir uns dann heute noch öfter als zur prüden Zeit Queen Victorias von einer digitalen Anstandsdame begleiten lassen, die bloß diesen Namen nicht mehr trägt, sondern – entsprechend technisch angepasst – ihren Körper in der digitalen Dimension hat (es gibt sogar eine BibFlirt-App, für Android und Apple!).

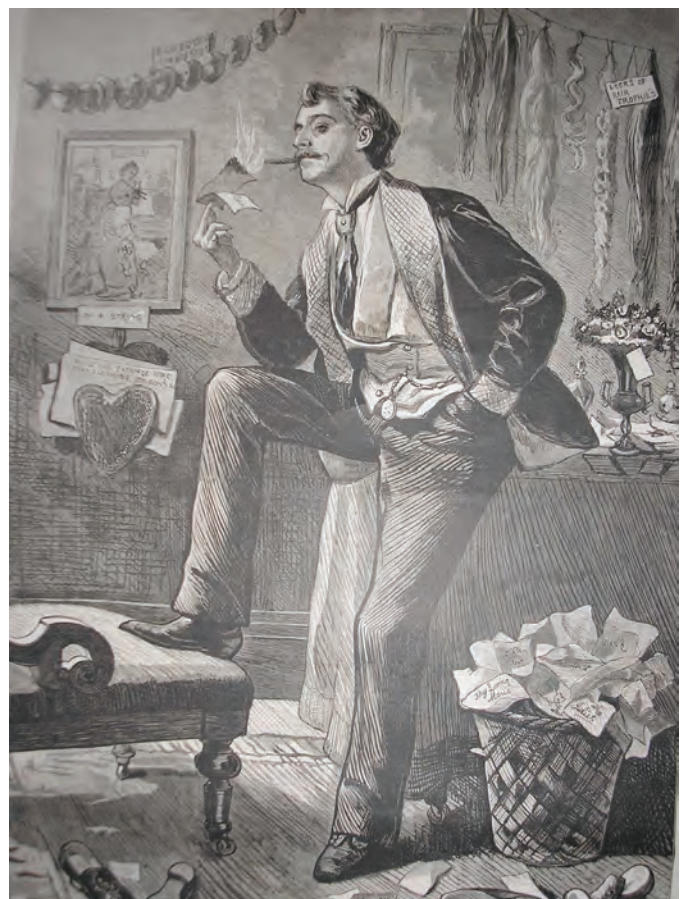
In der Zwischenzeit schwimmen unsere (Liebes-) Botschaften im Netz (wenn diese modernen Versionen der Flaschenpost dort nicht eher havarieren), wir vertrauen sie keinem leiblichen Boten mehr an, sondern einem Team von jungen Studenten, die nicht nur auswählen, was ins Wasser springen darf und was nicht, sondern dabei – seien wir ehrlich – auch nicht gerade eine ehrenamtliche Tätigkeit ausüben. Nehmen wir uns überdies, nach den Nachrichten auf BibFlirt zu urteilen, nicht mehr die nötige Mühe und Zeit, den Text der Umwerbung sorgfältig zu verfassen (immerhin konnte man als Viktorianer noch Briefe schreiben, ob in Sachen der Liebe oder anderen), so ist er auch noch unaufhaltsam von allerlei Werbung und Buttons umlagert, die einerseits einigen einiges an Geld einbringen (wie zynisch, Geld- und Liebessachen zu vermischen! Jane Austen wäre nicht überrascht), andererseits vom Eigentlichen ablenken und das Flirten nicht mehr zu einer Angelegenheit *à deux*, sondern *à* potentiell Tausende macht.

Back to the roots

Tatsächlich scheint diese neue Art des Online-, Bib- und Überallflirtens verloren geglaubten Bedeutungsschichten des alten Wortes *flirt* neues Leben einzuhauchen: Es ist immer auch Spott und Witz; vorsichtshalber immer halb im Scherz und höchstens halb im Ernst scheint ein jeder (oder eine jede) seine (oder ihre) Wunschkonstruktionen über mögliche Wiederbegegnungen in und mit dem (neu)gierigen und voyeuristischen Netz zu teilen (*share this with your friends!*); es macht aus uns allen Männer und Frauen *of light and loose behaviour*, etwas leichtfertig und leichtfüßig in den Sachen der Liebe und der Annäherung, leicht schreibend, leicht abschickend und leicht wieder löschend, leicht gewonnen und leicht verloren, und auch ein wenig feige.

Wir möchten den Erfindern von BibFlirt empfehlen, vielleicht ein neues *Buch des Hofmanns* zu verfassen, ein Handbuch mit Verhaltensregeln für diese neue Zeit des Flirtens, die ihren Ort nicht mehr am aristokratischen Hof oder in den Häusern des wohlhabenden englischen Bürgertums hat, sondern – gemäß dem BibFlirt-Motto »Mehr Liebe auf dem Campus« – auf dem *american style* Uni-Campus (wen stört's, dass ein solcher *de facto* z. B. in der Heidelberger Altstadt gar nicht existiert). Nach dem Erfolg der BibFlirt-Webseite zu urteilen, scheint sich den geschäftstüchtigen Liebesexperten eine ganze Schar neuer Hofmänner und -frauen, dieser schüchternsten aller Flirter, als Zielgruppe zu bieten.

von Chiara Westermann & Jakob Brüssermann



StudierendenRat – gemeinsam mehr erreichen

Nach 36 Jahren dürfen sich Studierende wieder politisch äußern: die Verfasste Studierendenschaft kehrt zurück. Wie sie an der Universität Heidelberg aussieht, entscheidet ihr vom 13. bis 15. Mai. Da findet nämlich die Urabstimmung über die Studierendenvertretung der Uni Heidelberg statt. Zur Abstimmung stehen zwei Modelle: Studierendenparlament (StuPa) und Studierendenrat (StuRa).



StudierendenRat
für die Uni Heidelberg

Wir sind die StuRa-Initiative: uns unterstützen 33 Fachschaften und

beispielsweise die Grüne Hochschulgruppe. Auch Euch Leser*innen möchten wir überzeugen. Seit 36 Jahren setzen sich die Fachschaften für eure Studienbedingungen ein – für eure Prüfungsordnungen, Grillfeste und dass gute Hochschullehrer*innen berufen werden. Die Fachschaften haben z.B. den Fachrat durchgesetzt: jetzt wird mit den und nicht mehr nur über die Studierenden geredet.

Hier könnt ihr jederzeit mitmachen und das Uni-Leben mitgestalten. Die Initiative will die Fachschaften, so wie ihr sie bislang kennt, stärken und als Fundament der Studierendenvertretung erhalten. Dabei wollen wir auf den bereichernden Blick der Hochschulgruppen zu Themen wie Nachhaltigkeit und Soziales nicht verzichten.

Ihr könnt in euren Fachschaften und Gruppen mitwirken – eure Vertreter*innen tragen diese Arbeit in den StuRa, dem gemeinsamen Gremium aller Studierenden.

Die Vertreter*innen der Hochschulgruppen wählt ihr in einer uniweiten Wahl, die der Fachschaften in den Fächern. Im StuRa dürfen alle mitreden und Anträge stellen – nicht nur Mandatsträger*innen.

Im StuPa-Modell dagegen wählen die Studierenden ein uniweites Parlament aus Vertreter*innen von Listen.

Der StuRa schafft eine einfache Struktur, bei der alle ihre Anlaufstelle kennen: die Fachschaften sind eure Ansprechpartnerinnen vor Ort, dieselben Fachschaften bilden mit den Hochschulgruppen die zentrale Anlaufstelle, den StuRa. Die Fachschaften werden endlich offiziell anerkannt, damit wird die studentische Stimme an der Basis stärker! Ihr bestimmt, wie sie aussieht. In eurer eigenen Satzung macht ihr eure eigenen Regeln.

Für die Richtungsfragen, wie beispielsweise das Semesterticket, gibt es Urabstimmungen. Die täg-

liche Arbeit zwischen den StuRa-Sitzungen erledigen die Referate. Diese sind vom StuRa gewählt und führen seine Beschlüsse aus – jeweils für bestimmte Bereiche wie z. B. Soziales, Kultur, Finanzen oder Hochschulpolitik. Weil uns Antidiskriminierung wichtig, gibt es außerdem autonome Referate. In diesen organisieren sich von struktureller Diskriminierung betroffene Studierende. Sie sind in der Satzung fest verankert.

Mit diesem Modell ist die Heidelberger Studierendenschaft gut aufgestellt, um gemeinsam eine noch bessere Studierendenvertretung zu machen als bisher – und diesmal sogar offiziell.

Nach dem StuPa-Modell gibt es nach der ersten Wahl zum StuPa im Juli zunächst keine Fachschaften mehr. Ab Mitte Oktober werden dann fakultätsweite Vollversammlungen (die Philosophische Fakultät z. B. hat etwa 8.000 Studierende!) einberufen; auf Antrag von nur fünf Personen muss es sogar fakultätsübergreifende Vollversammlungen geben.

Auf jeder Vollversammlung wird dann diskutiert, ob man eine Fachschaft oder mehrere Fachgruppen sein will – und wenn ja, wie viele. Anschließend werden Satzungen erarbeitet, die später vom StuPa beschlossen werden können. Während dieser Zeit kann die StuPa-FSK kein Veto einlegen, da es sie noch gar nicht gibt. Wenn es die Fachschaften und -gruppen dann einmal gibt, dürfen sie das StuPa nur als sogenannte FSK beraten – mitentscheiden dürfen sie nicht. Sie können ein aufschiebendes Veto einlegen, aber das verlängert die Diskussion nur ohne sie zu bereichern.

Politische Hochschulgruppen und Fachschaften können nur gemeinsam die Studierenden vertreten, wenn sie mit einer Stimme sprechen.

Klar, es gibt viele Situationen, in denen Fachschaften und Hochschulgruppen auch im Streit miteinander stehen können.

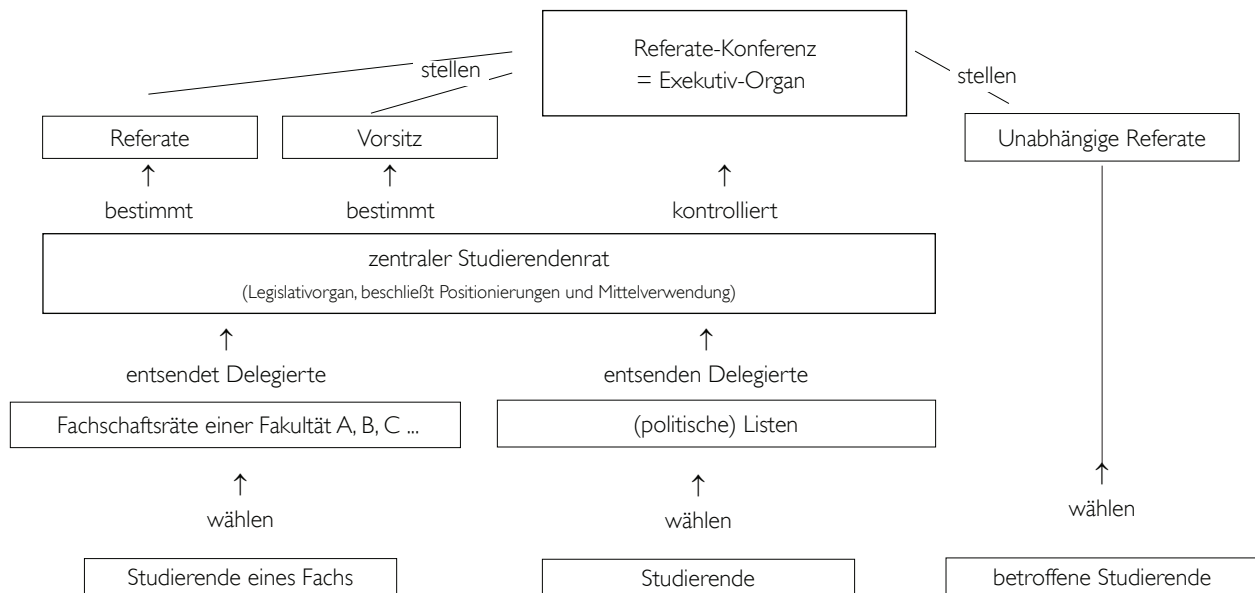
Soll es z.B. mehr zentrale Räume für Gruppen oder mehr dezentrale Räume für die Fachbereiche geben? Darüber kann man sich lange streiten, aber im StuRa müssen und werden alle eine gemeinsame Lösung finden.

Im StuPa-Modell können aus Meinungsverschiedenheiten Grabenkämpfe werden. Das StuPa gerät zum parteipolitischen Planspielplatz. Im StuRa muss man sich auf eine gemeinsame und inhaltliche Position einigen.

Eure AG VS

Vom 13. bis 15. Mai 2013 findet die Urabstimmung über die Satzung der Verfassten Studierendenschaft an der Uni Heidelberg statt.

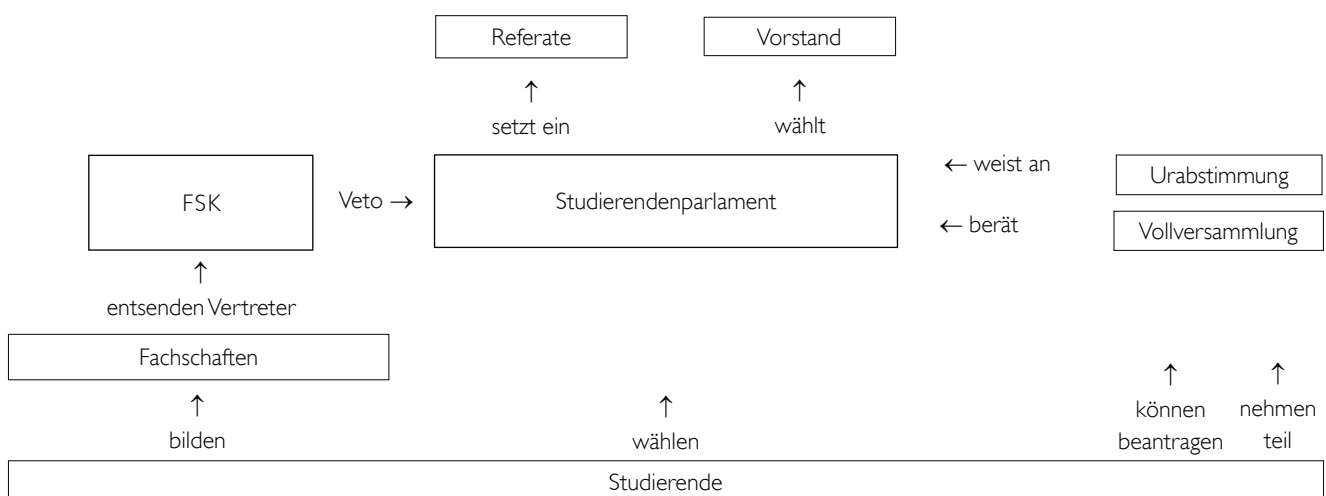
Dies ist das von der AG VS favorisierte **StuRa**-Modell:



Es begänne mit den Studenten der einzelnen Institute, die die Fachschaft ihres jeweiligen Fachs bilden würden. Sie entsendeten Delegierte in den zentralen Studentenrat (StuRa), woraus dieser sich zur Hälfte konstituierte. Die andere Hälfte gelangte über (politische) Listen bzw. Wahlen in den StuRa. Der StuRa bestimmte zwei Vorsitzende sowie diverse Referate. Er entschied über die Ver-

wendung der Finanzmittel. Außerdem wählten betroffene Studenten unabhängige Referate, die ihre besonderen Interessen verträten. Das Exekutivorgan wäre in diesem Modell die Referate-Konferenz, die sich aus den StuRa-Vorsitzenden, den StuRa-Referaten sowie den unabhängigen Referaten rekrutierte.

und hier das konkurrierende **StuPa**-Modell:



Das Konkurrenzmodell sieht ein sog. Studentenparlament (StuPa) vor. Dessen Mitglieder würden in einer allgemeinen Wahl bestimmt. Die Fachschaften müssten sich bei diesem Ansatz neu organisieren und die Fachschaftskon-

ferenz, die durch die Fachschaftsräte gestellt würde, hätte nur eine beratende Funktion. Studentenvollversammlungen wären möglich.

Tu was!

Initiativen gegen das Studium zum Schein. Eine Auswahl.

Lasse dich fallen. Lerne Schlangen beobachten.

Pflanze unmögliche Gärten.

Lade jemand Gefährlichen zum Tee oder Kaffee ein ...

Die Fachschaften

Es gibt an der Universität in fast jedem Fachbereich eine eigene unabhängige Fachschaft. Dort bringen sich Studierende des Faches ehrenamtlich in das Unileben ein, engagieren sich für die Verbesserung der jeweiligen Lehrbedingungen, führen Informationsveranstaltungen wie zum Beispiel Ersti-Einführungen und Vollversammlungen durch, veranstalten Parties, gesellige Abend und vieles mehr.

Sie arbeiten zudem im jeweiligen Fakultätsrat, der Studienkommission und weiteren Ausschüssen und Kommissionen auf Fakultätsebene mit und vertreten dort bestmöglich die Interessen der Studis ihres Faches. Und natürlich vertreten sie ihr Fach auch in der Fachschaftskonferenz.

Die Fachschaften freuen sich immer auf neue Leute, die mitarbeiten wollen. Wenn Ihr Euch also einbringen möchtet, meldet euch bei eurer Fachschaft.

www.fsk.uni-heidelberg.de

Theatergruppe Vogelfrei

Junge Theatergruppe am Germanistischen Seminar, bei der nicht nur Studierende aus der Germanistik mitspielen können, sondern auch aus allen möglichen Bereichen sowie aus jedem Semester.

www.vogelfrei.uni-hd.de

Schauspielgruppe Anglistik

Schauspielgruppe des Anglistischen Seminars, die Aufführungen in englischer Sprache auf die Bühne bringt und immer neue Schauspieler und Mithelfer sucht.

www.uni-heidelberg.de/institute/fak9/as/groups/drama

IDe-Fix

Theatergruppe des Instituts für Deutsch als Fremdsprache, die bereits mit dem »Preis des Auswärtigen Amtes für exzellente Betreuung ausländischer Studierender an deutschen Hochschulen« ausgezeichnet wurde.

www.idefix-theater.de

*Mache kleine Zeichen, die »Ja« sagen und verteile sie überall in deinem Haus.
Werde ein Freund von Freiheit und Unsicherheit.*

Mikrokosmos

Theaterensemble der Evangelischen Studierendengemeinde, bei dem sowohl Leute einsteigen können, die Interesse am Theaterspielen haben, als auch solche, die sich für »das Ganze drum herum« begeistern können, also für Requisiten, Kostüme, Musik, Licht, Bühnenbild, Dramaturgie, usw.

www.esg-heidelberg.de/gruppen/mikrokosmos

Sinfonieorchester TonArt Heidelberg

Ist ein ambitioniertes Ensemble aus Studierenden und Berufstätigen mit langjähriger musikalischer Erfahrung, das sich zur Aufgabe gemacht hat, auf hohem Niveau abwechslungsreiche Programme zu erarbeiten.

www.tonart-heidelberg.de/index.php

Theater im Romanischen Keller

Der Romanische Keller ist das Theater der Universität Heidelberg, ein Forum für studentisches und freies Theater, Kabarett, Musik und Kultur.

<http://theater.rs.uni-heidelberg.de>

delta

Gemeinnützige studentische Initiative am Philosophischen Seminar, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Auseinandersetzung mit philosophischen Fragestellungen und die Philosophiestudierenden am Philosophischen Seminar in verschiedenen Bereichen zu fördern.

www.deltaphi-hd.de

Gärtnerei Wildwuchs und Appel un' Ei

Ein studentisches Landwirtschaftsprojekt mit Lebensmittelkooperative, bei dem man sich auf unterschiedliche Art & Weise engagieren kann. Neben Gartenarbeit, die nach Prinzipien des ökologischen Landbaus bewirtschaftet & gestaltet wird, gibt es auch die Möglichkeit, in einem Lebensmittelladen zu arbeiten.

<http://www.wildwuchs-hd.de> | <http://www.appelunei.uni-hd.de>

Freue dich auf Träume. Weine bei Kinofilmen.

Schaukel so hoch du kannst ...

URRmEL

Universitäre Fahrradreparaturwerkstatt mit Eigenleistung, in der Studierende ihr Fahrrad selbst reparieren und warten können. Es steht ein umfangreiches Werkzeugsortiment zur Verfügung.

www.urrmel.uni-hd.de

Wildwelle Heidelberg

Studentischer Online-Sender: Kommentare, Kritik und Satire zu Politik, Bildung, Journalismus und Kunst.

www.youtube.com/wildwelle, wildwelle@gmail.com

Bermuda Funk

Nicht-kommerzielles, werbefreies, unabhängiges Radio, das basisdemokratisch und selbst verwaltet wird. Bermuda Funk bietet Raum für Individualisten wie auch für Gruppen und Initiativen.

<http://bermudafunk.org>

Weltladen Heidelberg

Spezialisiert sich auf Verkauf fairer Produkte und Bildungsarbeit. Der Weltladen nimmt jederzeit gerne neue Mitarbeiter auf, die sich beim Ladendienst und vielen anderen Tätigkeiten einzubringen können.

<http://my.weltladen-heidelberg.de>

Kritische Initiative

Initiative, die über (lokale) Vorgänge und Strukturen aufklären und alternative Lösungen in sozialen Fragen aufzeigen will.

www.kritische-initiative.de

Mache eine Menge Nickerchen.

Gib weiter Geld aus. Mache es jetzt. Das Geld wird folgen.

Glaube an Zauberei. Lache eine Menge ...

Nightline

Die Nightline ist ein Zuhör- und Informationstelefon von Studierenden für Studierende, bei dem alle Anrufe vertraulich behandelt werden. Außerdem werden zu Beginn eines jeden Semesters neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gesucht.

info@nightline-heidelberg.de, 06221/184708

Asylarbeitskreis Heidelberg

Der Asylarbeitskreis bietet viele Möglichkeiten des Engagements für Flüchtlingsfamilien und sucht ständig neue Mitarbeiter, die z.B. Flüchtlinge in ihrem Asylverfahren oder bei Behördengängen unterstützen oder ihnen bei Fragen der Alltagsbewältigung in der Fremde helfen.

www.hilfe-hd.de/asylarbeitskreis

Zeichne auf die Wände. Lies jeden Tag.

Stell dir vor, du wärst verzaubert.

Kichere mit Kindern, höre alten Leuten zu ...

schwarzweiss heidelberg

StudentInnen und junge WissenschaftlerInnen, die sich in universitären und sozialen Projekten mit Themen wie Rassismus, Migration, Kolonialismus und Gender beschäftigen. Der Verein freut sich über Leute, die mitmachen wollen und sich mit ihren Ideen und ihrer Zeit einbringen möchten.

www.schwarzweiss-hd.de

Netzwerk für Demokratie & Courage

Das Netzwerk für Demokratie und Courage e.V. (NDC) wird von jungen Menschen getragen, die sich ehrenamtlich für eine demokratische Kultur und gegen menschenverachtendes Denken engagieren.

www.netzwerk-courage.de

Amnesty International Hochschulgruppe Heidelberg

Eine Hochschulgruppe, die auch für Nichtstudis offen ist und sich für die Menschenrechte auf der ganzen Welt einsetzt.

www.amnesty-heidelberg.de

Rock Your Life! Heidelberg

Rock Your Life! Heidelberg steht unter der Schirmherrschaft des Oberbürgermeisters von Heidelberg und sucht besonders motivierte Studierende, die sich als Coach oder im Orgateam engagieren können. Zu Beginn des Semesters werden Infoveranstaltungen und Kennenlernetreffen für Interessenten angeboten.

<http://rockyourlife.de/standort/heidelberg>

Die Rederei e.V.

Heidelbergs ältester Rede- und Debattierclub ist der richtige Treffpunkt für alle, die in freundschaftlicher Atmosphäre an ihrer Rhetorik feilen und ihre Überzeugungskraft stärken möchten.

<http://dierederei.wordpress.com>

AEGEE Heidelberg e.V.

Ist die europaweit größte fachübergreifende Studenteninitiative, dessen Arbeitsschwerpunkt die Organisation von Aktivitäten für deutsche und ausländische Studierende ist. Außerdem organisiert sie das Sprachcafé, eine gute Gelegenheit, die eigenen Fremdsprachenkenntnisse zu verbessern.

www.aegge-heidelberg.de

Kulturelle Biotope

Neben den Initiativen gibt es auch eine Vielzahl alternativer kultureller Biotope in Heidelberg, die eine Bühne für unterschiedlichste Veranstaltungen bieten: den romanischen Keller (<http://theater.rs.uni-heidelberg.de>), die Tapete in der ehemaligen Feuerwache (www.facebook.com/tapete.hd) und das Kulturfenster (www.kulturfenster.de) sowie das ZEP an der PH Heidelberg, die vor allem Raum schaffen für kleinere Konzerte, Theatervorstellungen und Lesungen; Cafés wie das Café Gegendruck (www.gegendruck.de) und das Café ohne Grenzen (www.cafeohnegrenzen.de), die Heimstatt politischer Diskurse sind und zum Austausch einladen.

Eine breit aufgestellte, etablierte Instanz innerhalb der alternativen Heidelberger Kulturlandschaft ist der Karlstorbahnhof, der neben Konzerten, Lesungen und Theater auch regelmäßig mit bemerkenswerten Filmreihen abseits des Mainstreams aufwartet und darüber hinaus mit feinen Beats von minimal über dubstep bis Hip-hop das nächtliche Gemüt zum Ausschwärmen verleitet.

Eher gypsy- und goaverliebt präsentiert sich da die Villa Nachttanz (www.villanachttanz.de), die ebenfalls ein reichhaltiges Kleinkunstprogramm aufführt, jedes Jahr die FestiVilla organisiert und im Sommer auch mal Feuerfetschisten anlockt.

AK Gender

Ist ein Diskussionsforum, das sich mit Themen aus dem Bereich der *Gender Studies* wissenschaftlich auseinandersetzt.

Kontakt: ak-gender@fsk.uni-heidelberg.de

QueerCampus-Stammtisch

Stammtisch für Lesben, Schwule und Bisexuelle.

<http://queercampus.uni-hd.de>

Baue eine Burg aus Decken.

Werde nass. Umarme Bäume.

Schreibe Liebesbriefe.

... und ich sage: Tanze so viel wie möglich.

(Jeder Mensch ist ein Künstler von Joseph Beuys)

Schreib doch mal.

Wir suchen immer Illustratoren & Autoren, die etwas zu sagen haben, sei es über Themen der Gesellschaft und Politik, lokal und in aller Welt, über das Studieren in Heidelberg oder über Hochschulpolitik. Aber auch literarische Beiträge, Artikel und Rezensionen über Literatur, Kunst, Philosophie, Film, Musik und Theater sind willkommen. Gerne nehmen wir auch Beiträge von Arbeitskreisen und studentischen Gruppen an. Meldet euch per E-Mail oder kommt einfach zu unseren Treffen.

Offene Redaktionssitzungen im *Orange* (Ingrimstraße 26a):

- ¶ Montag, 29. April, 18 Uhr
- ¶ Montag, 13. Mai, 18 Uhr
- ¶ Montag, 3. Juni, 18 Uhr

Nächster Redaktionsschluss: 10. Juni 2013

unimut@posteo.de
www.uni-heidelberg.de/unimut

Der lange Weg des Malers Netivi.

Hinter einer unscheinbar in die Fassade der Geschäftsstraße eingelassenen Tür, von grünen Löwenköpfen bewacht, tut sich ein schmaler Flur auf. Über knarrende Holztreppe geht es drei Etagen, immer dem Ölfarbengeruch nach, hinauf. Im Herzen der Altstadt, nahe des Marktplatzes, inmitten des Trubels Ruhe, inmitten der Menschenmenge Einsamkeit. Und ein gutgelaunter Maler legt den Pinsel weg.

D

Wie der Weg beginnt.

Der erste Stock: Lagerraum und Werkstatt. Unzählige Bilder stapeln sich, offen oder abgedeckt, im Regal. Andere sonnen sich an die Wand gelehnt im Dämmerlicht. Eine Werkbank betrachtet ruhig die Figuren und Farben vieler Jahre.

Oded Netivi, Sohn deutsch-jüdischer Eltern, wird kurz nach der Staatsgründung Israels, im Jahr 1950, in Haifa geboren. Somit gehört er zu den *Sabres*, zur ersten in Israel geborenen Generation, die man nach der Kaktusfeige benannte: innen süß, außen stachlig. »Ob ich auch so geworden bin, sei mal dahingestellt«, lacht Netivi und setzt schon, ganz orientalischer Gastgeber, den Kaffee auf.

Geprägt von der rauen mediterranen Landschaft Nordisraels, wächst Netivi naturverbunden auf. Als Jugendlicher ist er Teil der sozialliberalen Kibbuzgemeinschaft. Er erwirbt die Hochschulreife, lernt Fisch- und Baumwollzucht. Während seine Freunde ihre Militärzeit absolvieren, will auch Netivi etwas Sinnvolles machen. Durch Kontakte in Deutschland kommt er auf die Idee, eine Volontärstelle als Fernsehjournalist anzutreten, um später wieder nach Israel zurückzukehren.

Mit neunzehn Jahren schlägt Netivi so einen Weg ein, der ihn nach Deutschland führt, in jenes Land, aus dem seine Eltern vertrieben worden waren. Netivis Vater Eliezer war beim Darmstädter Theaterregisseur Gustav Hartung Regieassistent, musste aber in den 30er Jahren nach Israel fliehen. Hartung ging nach dem Krieg, er war 1933 in die Schweiz emigriert, nach Heidelberg und übernahm dort die Leitung der Kammerspiele.



Foto: Jakub Szypulka

Oded's Vater lernt indes in Israel seine ebenfalls aus Deutschland geflohene spätere Frau Hannah kennen. Vom hebräischen נתיב (Weg) abgeleitet, ändert der Vater den deutschen Nachnamen »Weglein« in »Netivi« (נתיבי) – »mein Weg«. Später wird der Sohn Oded den Weg seines Vaters, künstlerisch in Deutschland tätig zu sein, in gewisser Weise weitergehen – auch wenn das nicht bewusst geschehen ist.

Die Eltern sprechen untereinander bisweilen deutsch, als »Geheimssprache«, wie sich Netivi schmunzelnd erinnert, sodass er wenigstens den Klang der Sprache schon im Ohr hat, als er sich in den Jahren 1969 bis 1971 beim Südwestfunk Baden-Baden mit Film- und Fernsehregie zu beschäftigen beginnt. Die ersten Interviews werden jedoch von deutschen Sprechern nachträglich synchronisiert, »ohne Akzent und ohne Deutschfehler«.

Obwohl er nach dem Volontariat das Angebot bekommt, als freier Mitarbeiter zu bleiben, zieht es Netivi nach Heidelberg. Das Studium ist in Deutschland, im Gegensatz zum Studieren in Israel, kostenfrei und leicht zugänglich. Mitten in den Heidelberger Studentenunruhen beginnt er hier 1969 ein Studium der Psychologie und Soziologie. »Eine sehr spannende Geschichte, die Straßen bebten«, sagt er, er wollte »mitmischen, die Welt verbessern«. Ohne einen akademischen Abschluss in der Tasche wird Netivi schließlich Sozialarbeiter im Drogenbrennpunkt Frankfurt-Sindlingen.

Am Scheideweg.

Der zweite Stock: ein Ausstellungsraum mit Sitzgruppen, Tischen und Sofas. Die Wände wieder von Bildern gesäumt, überall im Raum verstreut Malutensilien, Bücher, Muscheln, Tierschädel. Hier gibt Netivi auch Malkurse.

Während der Sozialarbeit in Frankfurt wird Netivi klar, dass seine Zukunft nicht in diesem Beruf liegt: »Bestimmte Dinge, die man da erlebt und sieht, wenn man die zu sehr an sich ranlässt, geht es einem nicht gut.« Nebenher hatte Netivi immer schon gemalt, plötzlich aber geht alles ganz schnell. Das Jahr 1976 wird zu einem Schicksalsjahr. Ausgelöst wird die Entscheidung Netivis, Maler zu werden, auch von der Einladung Gregor Scheers, in dessen Atelier zu arbeiten. Zeitgleich beschäftigt sich Netivi intensiv mit Künstlerbiografien, wie etwa *Michelangelo* von Irving Stone oder Chaim Potoks *Mein Name ist Ascher Lev*. Innerhalb weniger Tage fällt die Entscheidung: »Ich bin ab jetzt Maler.«

Gemeinsam mit anderen Künstlern gründet er *Babylon* und bezieht die Räume seines heutigen Ateliers, das er nach wenigen Jahren alleine nutzt. Die

Gebäudeeigentümer, die Familie Goos, überlassen ihm die ersten Jahre über das Atelier für ein Bild pro Jahr, später für eine geringe Miete. Netivi gibt, obwohl handwerklich noch unbeschlagen, sofort Malstunden. »Chuzpe« sei das gewesen, frech, erinnert er sich. Trotzdem habe ihm das sehr geholfen: »Es gibt keinen Weg, schneller, intensiver etwas zu lernen, als es zu lehren.«

Als junger Maler zeigt Netivi, wie viele nicht akademisch ausgebildete Künstler, große Neigung zum Surrealismus. Nicht zuletzt, weil das Mystische und Kryptische der Zusammenhänge große Freiheit in der Gestaltung bietet und es damit relativ leicht macht, Beifall zu ernten. »Als Künstler ist man ja prinzipiell nach Beifall süchtig, eine Sucht, die ein Leben lang bleibt, und die auch Negatives hat«, meint Netivi.

Die künstlerische Entwicklung geht weiter in Richtung des Phantastischen Realismus der Wiener Schule um Ernst Fuchs. Als Netivi aber bemerkt, dass ihn diese Orientierung einengt und nicht weiterbringt, gibt er sie auf: »Die Erkenntnis, dass man nicht weiter kommt, ist ein großer Schritt.« In der Folge verlieren die Bilder an surrealer Naivität. Sie werden zunehmend geprägt von realistischerem härterem Zeichnen, arbeiten zudem mit fotografieähnlichen Momentaufnahmen, erinnern an Theater-, Tanz- und Filmszenen. Gleich bleibt durchweg die mittelalterliche Technik der Öllasur.

In den letzten Jahren, vielleicht liege es auch am Älterwerden, so Netivi, sind die Bilder ruhiger und undramatischer geworden, weniger provokant und verstörend. Sie seien nun mehr noch als früher für sich selbst da, wollten nicht mehr so viel erzählen und illustrieren. Das Aufwühlende wurde ihnen bisweilen auch zum Vorwurf gemacht: »Über meinem Sofa kann ich mir das nicht vorstellen«, zitiert Netivi die Einwände. Da wollten viele lieber Sonnenuntergänge oder Blumen.

Dabei ist Netivi alles andere als ein in der Kunst weltvergessener Maler. Seine Kunst will nicht dekorativ sein oder einfach kommerziellen Zwecken dienen. Auch wenn ihr politischer Einfluss kein unmittelbarer ist, so kommt in ihr doch eine psychologische und soziologische Analyse des Menschen zum Vorschein. Der Mensch mit seinen Nöten aber auch seinen Möglichkeiten steht stets im Mittelpunkt von Netivis Schaffen.

Seit einigen Jahren ist Netivi auch literarisch tätig. Sein Roman *Gott ist schuld* (2011) beschäftigt sich mit dem Israel-Konflikt, das neue Buch *Jumping Man. Über die Tücken und Wonnen des Älterwer-*

dens, ist gerade erschienen. Sein aktuelles Projekt ist ein politischer Thriller, der in Heidelberg spielt: »Da kommt der alte Sozialarbeiter und Straßenrevoluzzer durch.« Beim Schreiben erlebt er öfter als bei der Entwicklung seiner Bilder Überraschungen. Wenn es da an die Leinwand geht, ist das Konzept anders als bei Texten bereits fertig. »Die größte Freude ist schon vorbei, es geht nur noch ums Ausfüllen.«

Der Weg ins Grenzenlose.

Ganz oben im Atelier entstehen Netivis Bilder. Selbstgebaute Rahmen hängen von der Decke, Bilder säumen die Wände, Bücher und Zeitschriften, Schreibtisch und Computer, Stifte, Pinsel, Farben, die Staffelei.

Die Ideen zu Netivis Bildern und Texten entwickeln sich oft *in ambulando*, beim Spaziergang oder Radfahren, festgehalten mit Diktiergerät und Kamera. Auch auf alltäglichen Beobachtungen baut er seine Bilder auf, die oft Erzählungen gleichen, rätselhaften Episoden der flüchtig vorübergehenden oder in der Bewegung gebannten Menschen. Erzählungen, die viel offen lassen, die in starken Farben und mit großer Dynamik Gefühle evozieren, ohne sie allzu bestimmt auszusprechen. Lichtflecken, Schatten und farbige Rhythmen ziehen den Betrachter ins Bild hinein und provozieren Antwort.

Indem die Bilder Netivis eigene Erlebnisse und Gefühle widerspiegeln, werden sie zu Trägern universaler Erfahrung, erzählen von der Geschichte menschlichen Lebens überhaupt. Man fragt sich unwillkürlich: Wohin gehen die Menschen, warum gehen sie hier und woher kommen sie? Die Gesichter aber verschwinden in der Bewegung, gehen auf in der Farbe, die Körper schwimmen mit der Form von Pflanzen, Tieren, oder fügen sich nahtlos in die Architektur einer Treppe, eines Weges ein.

Ein Weg überwindet Grenzen, er führt zusammen, was sonst in weiter Entfernung zueinander liegt. Netivis Malen suspendiert die Grenzen: Menschen und Tiere, Belebtes und Unbelebtes finden sich in Formen zusammen, befinden sich in Metamorphose, ohne ihre eigentümliche Kontur je ganz zu verlieren. Auch die Schwerkraft, die sonst alles an seinem Platz hält, erfährt spielerisch Aufhebung: Die beginnende Loslösung einzufangen, das gelingt den Bildern in wuchtiger und zugleich ephemereleicher Art und Weise.

von Gregor Babelotzky



Marina Abramović – *The Artist Is Present*.

Wir sind alle gewohnt, dass Kunst etwas ist, das man sich immer wieder anschauen kann: Sie bleibt da, auch wenn der Künstler längst nicht mehr am Leben ist. Natürlich kann sich im Laufe der Zeit ihre Aussagekraft verändern, doch letztlich wird der Wert von Kunstwerken an den folgenden Fragen gemessen: Welche Bedeutung hat ein Gemälde aus dem 17. Jahrhundert für die moderne Welt und hat es heute überhaupt noch etwas mit uns zu tun? Warum wurde es nicht vergessen, sondern sorgfältig aufbewahrt?

Die Kunst der Performance ist hingegen ephemere. Und es ist klar, dass solche Künstler sich immer mit der Gefahr, sehr schnell in Vergessenheit zu geraten, abfinden müssen. Es gibt eben nichts, das man sich danach an die Wand hängen könnte. Warum dann aber überhaupt etwas schaffen? Genau auf diese Fragen versuchen die Autoren der Dokumentation *Marina Abramović – The Artist Is Present*, die im Februar und März im Karlstorkino zu sehen war, Antworten zu finden. *The Artist Is Present* ist der Titel der Ausstellung aus dem Jahre 2010, bei der Marina Abramović, eine serbische Performance-Künstlerin, drei Monate lang, sieben Stunden am Tag, schweigend auf einem Stuhl im *Museum of Modern Art* in New York saß.

Arbeit mit dem eigenen Schmerz

Die Regisseure Matthew Akers und Jeff Dupre begleiten Abramović bei der Vorbereitung für diese Performance, die auf den ersten Blick trivial erscheinen mag. Zu Beginn jedes Ausstellungstages jedoch vergleicht sich Abramović mit Marie Antoinette. Während der Performance stand sie niemals auf, durfte nicht essen oder auf die Toilette gehen. Im Film betont Abramović mehrmals, dass ein Künstler nur mit seinem eigenen Schmerz arbeiten müsse: Der Schmerz und der Wille seien treibende Motoren, die einen Künstler einem Krieger ähnlich agieren lassen.

Seit den 70er Jahren hat sich Abramović durch einige provokative, oft extreme Werke in der Kunstwelt einen Namen gemacht, darunter eine dreimonatige Lauf-Performance auf der Chinesischen Mauer, bei der sie an ihre körperlichen Grenzen gestoßen war. Die Besonderheit bei der Performance *The Artist Is Present* sind allerdings die Zuschauer, die zu einem wichtigen Teil des Kunstwerks werden, indem sie sich der Künstlerin gegenüber auf einen Stuhl setzen und sie anschauen. Gerade hier ist es den Regisseuren sehr gut gelungen, die unterschiedlichen Reaktionen der Zuschauer zu dokumentieren.

Katharsis der Präsenz

Man sieht Gesichter, auf denen Unverständnis, Gleichgültigkeit geschrieben stehen, aber auch Bewunderung, manche Besucher gehen bereits nach wenigen Minuten. Viele zeigen jedoch offen ihre Gefühle und weinen: Ein kathartischer Zustand, in den Abramović sie mit ihrer Ehrlichkeit, Schweigsamkeit und ihrer gewaltigen körperlichen Präsenz versetzt. Bei dieser Begegnung ist sie das wichtigste Kunstwerk und lässt, bewusst leidend, die Zuschauer zum Teil des Kunstwerks werden.

Ebenso zeigt sich in der Dokumentation, dass diese Performance für viele Besucher zu einer Ruheinsel geworden ist, zu einer kleinen, von Marina Abramović perfekt kreierten Welt, die im Gegensatz zur großen und echten Welt steht, in der man zu oft wenig Zeit für einander hat. Und es scheint, dass die Nähe und die Vertrautheit, die sie mit ihrer Präsenz bei der Performance geschaffen hat, genau das Richtige für unsere Welt ist. Wenn nach der Ausstellung kein Bild bleibt, das man an die Wand hängen kann, so ist die Dokumentation *Marina Abramović – The Artist Is Present* doch eine gute Möglichkeit, trotz ihrer Vergänglichkeit, die Performance über die Dauer ihrer Aufführung hinaus zu bewahren.

von Natalia Lakman

Wenn Stimmen Namen tragen

Jean Genet

Namen fallen so viele: Divine, Culafroy, Mignon-les-Petits-Pieds, Première Communion, Reine de Roumanie und natürlich der des Titelhelden: Notre-Dame-des-Fleurs. Allesamt schillernd und allesamt hinreißend für den, der nicht vollkommen taub ist für den Klang der französischen Sprache.

Namen sind es, so wird uns erzählt, von »Phantomen«, projiziert an die Wand einer Zelle in einem Gefängnis, das, am Schluss, in einer Art elliptischen Signatur des Textes, auch noch identifiziert wird: »Gefängnis von Fresnes, 1942«, so steht es unter dem letzten Absatz.

Was diese nüchterne Angabe von Entstehungsort und -zeit des Textes so suggestiv macht, ist der Umstand, dass dieser selbst fortwährend vom Prozess seiner eigenen Entstehung spricht: Erzählt wird uns nicht nur die Geschichte von Louis Culafroy, dem jugendlichen Ausreißer aus der Provinz, der in Paris als Divine in den Straßen von Montmartre arbeitet, um dort unter den anderen Prostituierten, ihren Luden und Freiern so schnöde zu altern wie jeder andere auch. Erzählt wird auch von dem, der da in seiner Zelle sitzt und diese Geschichte aufschreibt.

Natürlich beginnt es auch mit einem Namen: »Weidmann erschien Euch in den Fünfuhrenachrichten ... Sein schönes Gesicht, technisch vervielfältigt, kam hernieder auf Paris und ganz Frankreich, auf das Innerste der entlegensten Dörfer, auf Schlösser und Strohdachhäuser und offenbarte dem betrübteten Bürger, dass sein Alltag voll war von bezaubernden Mördern ...«

Eugen Weidmann, der Deutsche, der im Frankreich der Zwischenkriegszeit mehrere Menschen entführte und tötete, wurde 1939 in Versailles hingerichtet. Seine Hinrichtung war die letzte öffentliche, die jemals in Frankreich stattfand (bizarrerweise kursiert eine etwa zwanzigsekündige verwackelte Amateuraufnahme der Guillotiniierung im Netz).

Und drei Jahre später zählt ein Häftling – der uns freimütig auch noch verrät, dass er Jean Genet heißt – ein ausgeschnittenes Foto des hinreißenden Verbrechers auf grobem Zeitungspapier zum spärlichen Schatz seiner Besitztümer. Mit den verblichenen Fotos aus Zeitungen und Zeitschriften, die er an die Wand seiner Zelle klebt, vertreibt er sich die quälende Eintönigkeit seiner Tage. Er tauft die Gesichter und Gestalten (allesamt sind sie schöne junge Männer) an der Wand, um sie dann in die intrikate Geschichte zu verwickeln, die er spinnt. Das sind die Phantome – »Kinder« nennt er sie oft –, die von Zeit zu Zeit »wie Lilien« zwischen den Zeilen der Trivialromane aus der Gefängnisbibliothek »hervorschießen«.

Nicht nur ein sondern zwei *alter ego* im Text (Culafroy/Divine) hat derjenige, der da in seinem Gefängnis sitzt, schreibt und Jean Genet heißt. Und der darüber hinaus noch sagt: *ich* – der von sich in der ersten Person erzählt.

So kann man beim Lesen nicht anders, als sich fragen: Wessen Stimme ist das? *Wer* sagt hier »Ich«? Und der Text sagt natürlich immer nur: Ich, die Figur eines Häftlings namens Jean Genet. Nie: der Autor Jean Genet.

Man weiß, sobald man das Buch in die Hand nimmt, bereits einiges über diesen Autor, gerade bei diesem Autor meint man, allerhand schillernde biographische Details zu kennen: Pflegekind, homosexuell, Deserteur, Vagabund, Stricher, schreibt im Gefängnis seinen ersten Roman; eben den, den wir gerade lesen. Und in dem uns ein Häftling namens Jean Genet eine – wie er freimütig zugesteht: erfundene – Geschichte erzählt.

Da ist einerseits ein mehr oder minder vages Bild von dem Autor Jean Genet und andererseits, im Text, eine körperlose Stimme, die Stimme eines Phantoms, eines Phantoms, das *ich* sagt. Und da ist die Unmöglichkeit einer Superposition von Bild und Stimme, von demjenigen, über den wir dies und das wissen, und dem, der da *ich* sagt. Das lässt uns ein bisschen in der Luft hängen. Irgendwo über dem Boden der Tatsachen.

»Diese Schliche ist alt: das teilweise Geständnis. Freiwillig gestehe ich ein bisschen, um so das Schlimmere besser verhehlen zu können.« Und von Culafroy: »Er verstand es, darin ein reifer Künstler, ein Geständnis sprechen und schweigen zu lassen.«

Am Ende ist das vielleicht das Eindrücklichste an diesem eindrücklichen Text: dass er uns gerade in seiner Geste der absoluten Öffentlichmachung deren Unmöglichkeit vorführt. Dieser Text kaschiert paradoxerweise nur, indem er die totale Offenlegung spielt. Das ist das Spiel, das diese Stimme namens Jean Genet beim Lesen mit uns treibt.

»Von welcher Wahrheit soll ich denn sprechen? Wenn irgend es wahr ist, dass ich ein Häftling bin, der Szenen des Innenlebens spielt (sich vorspielt), dann verlangt ihr doch nichts anderes als ein Spiel.«

von Jakob Brüssermann

Sinti und Roma Dokumentationszentrum Heidelberg

» Sinti und Roma – sind das nicht diese Zigeuner, die mit Eseln und Wohnwagen durch die Gegend ziehen?« Solche klischeehaften, diskriminierenden und falschen Vorstellungen sind leider auch heute noch weit verbreitet. Um mehr über die ethnische Gruppe der Sinti und Roma und deren Geschichte zu erfahren, hat die Amnesty International Hochschulgruppe Heidelberg in ihrem letzten Gruppentreffen das Sinti und Roma Dokumentationszentrum Heidelberg besucht. Das 1997 eröffnete Dokumentationszentrum ist die weltweit erste Dauerausstellung zum Holocaust an den Sinti und Roma.

Zunächst sei gesagt: »Zigeuner« ist ein stigmatisierender und diskriminierender Ausdruck, der durch »Sinti und Roma« ersetzt werden sollte. Dieser Begriff bezeichnet eine ethnische Gruppe, die ursprünglich aus Indien stammt und seit ca. 600 Jahren in ganz Europa verbreitet ist. Wobei die Sinti der Teil der Bevölkerungsgruppe in Westeuropa und die Roma der Teil der Bevölkerungsgruppe in Osteuropa sind. Da »Roma« nichts anderes als »Mensch« bedeutet wird dieser Begriff zugleich auch als Oberbegriff für beide Gruppen verwendet.

»Der Völkermord an den Sinti und Roma ist aus dem gleichen Motiv des Rassenwahns, mit dem gleichen Vorsatz, mit dem gleichen Willen zur planmäßigen und endgültigen Vernichtung durchgeführt worden, wie der an den Juden«, so drückte es der damalige Bundespräsident Roman Herzog zur Eröffnung des Dokumentationszentrums aus. Die Sinti und Roma wurden zur Zeit des »Dritten Reichs« systematisch unterdrückt und verfolgt. Ziel war die vollständige Vernichtung, vom Säugling bis zum Greis. Insgesamt wurden schätzungsweise ca. 500.000 Sinti und Roma von den Nationalsozialisten ermordet, ein Verbrechen, das in seinem grauenvollen Ausmaß bis heute unvorstellbar bleibt.

Den Gipfel des Wahnsinns bildeten wohl die Tätigkeiten der »Rassenhygienischen Forschungsstelle«, die 1936 im Reichsinnenministerium in Berlin eingerichtet wurde. Dort wurden »Untersuchungen« an Sinti und Roma aus dem gesamten Reichsgebiet zusammengetragen. Die Menschen mussten sich von Kopf bis Fuß vermessen lassen und ihre Verwandtschaftsverhältnisse preisgeben. Auf diese Weise wurden bis zu 24.000 pseudowissenschaftliche »Rassegutachten« erstellt, die die Grundlage für den Völkermord darstellten.

Im Museum stehen den Dokumenten der Täter, aus denen Zynismus und grausame Menschenverachtung sprechen, die Zeugnisse ihrer Opfer gegenüber. Ganz bewusst zeigt das Museum die Integration der Sinti und Roma in die Gesellschaft vor ihrer Ausgrenzung. In kleinen Nischen kann man Familienfotos und Alltagsbilder von Sinti und Roma vor der Unterdrückung durch die Nationalsozialisten sehen. Mit viel Liebe zum Detail zeigt das Museum die vielen, bunten Facetten des Lebens der Sinti und Roma in Deutschland vor ihrer systematischen Verfolgung und Ausrottung.

Den so beeindruckenden wie erschütternden Höhepunkt des Museums bildet ein dunkler Steg im Dachgeschoss, auf dem man in einem von Kerzenlicht erleuchteten Raum auf eine lange Schrifttafel zuläuft. Auf dieser scheinbar niemals enden wollenden Tafel sind die Namen aller Sinti und Roma festgehalten, die zur Zeit der Shoa ermordet wurden.

Der Völkermord an den Sinti und Roma wurde erstmals 1982 vom damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt als solcher anerkannt und bezeichnet. Ein wichtiger Schritt für die Aufarbeitung dieses dunklen Kapitels unserer Geschichte war auch die Eröffnung eines Denkmals in Berlin im Herbst letzten Jahres. Leider sind Teile der Minderheit der Sinti und Roma in vielen Ländern Europas noch immer Armut und Unterdrückung ausgesetzt. Das Bild des »ewig reisenden Zigeuners« ist gesellschaftlich nach wie vor fest verankert. Heute leben die meisten Sinti und Roma nicht als »wanderndes Volk«, sondern integriert in die Gesellschaft und üben unterschiedlichste Berufe aus. Die Wanderungsbewegungen lassen sich historisch betrachtet weniger durch romantisierende Vorstellungen vom ewigen Reisen als durch armutsbedingte Migrationsströme erklären. Eine Mischung aus Armut und kulturellen Barrieren auf der einen Seite sowie Misstrauen, mangelnder Toleranz und Ausgrenzung auf der anderen Seite war die Ursache für die oft schlechte Integration des besonders armen Teils dieser Bevölkerungsgruppe, die dann wiederum neue Migrationsströme bedingte.

Identitätsbildend für die ethnische Gruppe der Sinti und Roma ist also nicht der Drang, in Wohnwagen durch die Gegend zu reisen, sondern vielmehr die eigene Sprache, genannt »Romanes«, sowie eine vielfältige und reiche Kultur, deren Zeugnisse von Musik über Lyrik bis zur bildenden Kunst reichen. Das Museum versteht sich nicht nur als Gedenkstätte, sondern auch als Kulturzentrum der Sinti und Roma. Es ist ein Ort der Begegnung für alle, die gerne mehr über diese spannende Kultur und über einen dunklen Teil der deutschen Geschichte erfahren wollen.

Das Dokumentationszentrum befindet sich in der Breitenheckgasse 2, ganz in der Nähe der Bergbahn. Offen ist von Montag bis Samstag. Der Eintritt ist frei.

von Christoph Steinert,
Hochschulgruppe Amnesty International

Wir danken Andreas Pflock, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kultur- und Dokumentationszentrum deutscher Sinti und Roma, und Marian Luca, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Zentralrats deutscher Sinti und Roma, die uns eine spannende Führung mit anschließender Fragerunde ermöglicht haben.

Wer bewacht die Feuerwache?

In der Emil-Maier-Straße 26 in Bergheim steht das Gebäude der ehemaligen Feuerwache und harret einer neuen Aufgabe. Seit einem Jahr arbeitet die Stadtverwaltung, das Amt für Kreativwirtschaft an einem Konzept zur Nutzung des weitläufigen Komplexes für Akteure eines zukunftsträchtigen Wirtschaftssektors, der sog. Kultur- und Kreativwirtschaft (KKV): Solo- und Kleinunternehmen, die in Kultur- und Unterhaltungsbranchen tätig sind. Heidelberg beginnt diesen Sektor erst langsam zu entdecken, der gerade für eine Stadt mit Flächenknappheit sehr attraktiv ist. Denn im Gegensatz zu Industrie oder Logistik bietet er vielen Menschen Tätigkeit auf engstem Raum. Die KKV zeichnet sich außerdem durch dichte Vernetzung und Kollaboration der Akteure aus. Deswegen treten zunehmend Selbstständige, Kleinunternehmen und Künstler als Interessengemeinschaften auf, die zusammenhängende Räumlichkeiten suchen.

Die ehemalige Feuerwache soll das Heidelberger Zentrum für solche Unternehmen und Selbständige werden. Und es ist schon viel dafür getan worden. Seit Januar läuft eine Testphase, in der bereits Interessierte Räume mieten und ihren Tatendrang unter Beweis stellen können. Den Gemeinderat hat das Konzept und die Erprobung überzeugt und es sind wohl nur noch Formalitäten, die bis zur offiziellen Eröffnung der Feuerwache als Kreativwirtschaftszentrum zu bewältigen sind.

Formalitäten, die es aber auch in sich haben. Da ist erstens der Finanzplan: Die betroffene Branche ist eine der Start-Up-Unternehmungen und Free-

lancer. Meist junge Leute machen sich selbständig und brauchen einen gewissen Zeitraum, bis sie auf dem Markt angekommen sind, d.h. bis sich ihr Geschäft rentiert. Für diese Phase bedarf es der Förderung für einen sanften Übergang von der Idee zur Praxis. Günstige Räume sind hierfür das non plus ultra. Entsprechend sollen die Mieten in der Feuerwache zunächst sehr niedrig sein, und erst später entsprechend des wirtschaftlichen Erfolgs gestaffelt werden. Im Gemeinderat zeichnet sich hierzu Einigkeit ab.

Da sind zweitens die Kriterien zur Auswahl der Unternehmen, die Räume bekommen sollen, denn der Andrang ist groß: bildende Künstler, Musiker, Musikproduzenten, Schriftsteller, Verlage, Tanzlehrer, Designer, Programmierer, Architekten und viele mehr (s. UNiMUT 218, S. 23). Bei den meisten Interessenten ist ungewiss, wann oder ob sie sich finanziell rechnen werden: ein Risiko für den Vermieter (Heidelberger Dienste gGmbH – HDD). Um Mietausfälle zu vermeiden, müssten etablierte Unternehmen vorgezogen werden, die aber eigentlich nicht zur Zielgruppe gehören. Das bisherige Konzept sieht vor, bestimmte Kreativbereiche zu definieren, aus denen sich ein festgelegter Prozentsatz an Mietern generieren soll (Literatur, Kunst, Musik, Design usw.). Ebenso soll der Anteil an Start-Up-Unternehmen bestimmt sein (ca. 50%). In der Theorie ist man sich auch darüber einig.

Unverständlich ist demgegenüber, dass in der jetzt laufenden Testphase einem etablierten Projekt, der IBA Heidelberg (Internationale Bauausstellung), Räume umfassend renoviert zur Verfügung gestellt und auch langfristig zugesichert werden. Alle anderen Mieter der Testphase haben keine Garantie zur Fortsetzung ihrer Arbeit in der Feuerwache und müssen sich voraussichtlich im Mai neu bewerben. Ist das die berühmte Ausnahme von der Regel? Eine um Prestige buhlende Ausnahme, um zu zeigen, welch große Fische man angeln kann?

Es handelt sich um einen Fall, der nicht zur Regel werden sollte. Man wird den Verantwortlichen zukünftig genau auf die Finger schauen müssen. In der Raumvergabe-Praxis wird sich zeigen, ob das Prinzip der Kreativwirtschaft verstanden wurde – es impliziert das Risiko. Oder wird sich die Stadt nur ein großes »Pseudo-« auf die Fahnen schreiben (mit sicheren Mieteinnahmen)? Die Anziehungskraft der Feuerwache wird groß sein, wenn sie die Chance zur Verwirklichung von Ideen bietet; sie wird versiegen, wenn nur große Firmennamen draufstehen.

von Leonard Keidel



Der Stadt zur Ehr,
den Künstlern zur Wehr.

Mehr Infos gibt es auf www.kreativwirtschaft-hd.de

© Feuerwehrmann persönlich

schwarzweiss

schwarzweiss

Intersektionalität, die; -, -en [lat. inter = dazwischen; sectio, von lat. seco = schneiden, zerteilen]: ein Konzept, das die Überschneidung verschiedener Diskriminierungsformen in einer Person beschreibt.

Intersektionalität hat als theoretisches, analytisches und politisch-aktivistisches Paradigma über verschiedene kulturwissenschaftliche Disziplinen hinweg in den letzten 30 Jahren an Bedeutung gewonnen. Das Konzept nimmt das Zusammenwirken unterschiedlicher sozialer Herrschafts- und Normierungsformen sowie die dadurch hervorgebrachten sozialen Strukturen, Praktiken und Identitäten in den Blick. Die meiste Aufmerksamkeit widerfährt dabei der Wechselwirkung von *race*, *class* und *gender* »triple-oppression-theory«. Zunehmend werden jedoch auch weitere Dimensionen sozialer Ungleichheit, wie Alter, Ethnizität, Sexualität, Religion, körperliche (Un-)Versehrtheit oder äußere Erscheinung, angesprochen. Dabei wird davon ausgegangen, dass diese Dimensionen verschränkt miteinander wirken, sich gegenseitig verstärken, abschwächen oder verändern. Einer bloßen Addition von Diskriminierungskategorien wird damit widersprochen (»Doppeldiskriminierung«). Jede Konstellation ist spezifisch. Intersektionalität ist insofern als Erweiterung der Mehrfachdiskriminierungstheorie zu verstehen.

Die Wurzeln dieses Ansatzes sind in der US-amerikanischen *Critical Race Theory* (CRT) und im *Black Feminism* zu suchen. Die CRT ist eine aktivistisch-akademische Bewegung, die rassistische blinde Flecken in der Rechtswissenschaft kritisiert. *Black Feminism* wendet sich gegen die Tendenz der überwiegend weißen Mittelklasse-Feministinnen, ihre spezifischen Erfahrungen und Bedürfnisse zu verallgemeinern mit dem Anspruch, für alle Frauen weltweit zu sprechen. Als Grundstein der Intersektionalitätsforschung kann die Gründung des *Combahee River Collective* 1974 in Boston gelten. Die lesbischen, schwarzen und sozialistischen Feministinnen betonten in ihrem Manifest »A Black Feminist Statement« von 1977 die Verwobenheit unterschiedlicher Unterdrückungsmechanismen.

Der Begriff *Intersectionality* wurde erst 1989 von der Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw, einer zentralen Figur der CRT, in die Debatte eingeführt. Mit dieser der Verkehrsführung entnommenen Metapher (*intersection*, engl. Straßenkreuzung) versuchte sie, sowohl die strukturellen als auch die dynamischen Konsequenzen der Interaktion zwischen zwei oder mehreren Achsen der Unterdrückung zu erfassen. Sie kritisierte damit die Eindimensionalität des amerikanischen Antidiskriminierungsgesetzes: Die spezifische Diskriminierungslage schwarzer Frauen werde vor Gericht nicht anerkannt, da sie weder den Erfahrungen aller Frauen noch denen aller schwar-

zer Menschen entspreche, das Gesetz jedoch nur entweder Geschlecht oder Hautfarbe als Diskriminierungsgrund berücksichtigte. So wurden Klagen abgewiesen, wenn die Kläger nicht nachweisen konnten, dass entweder alle Frauen oder alle schwarzen Menschen von einer Benachteiligung betroffen waren. Das Antidiskriminierungsgesetz produzierte damit Ausschlüsse und machte die spezifischen Diskriminierungserfahrungen schwarzer Frauen unsichtbar.

Im deutschsprachigen Raum waren es unter anderem Migrantinnen, schwarze Deutsche, jüdische Frauen oder Frauen mit Behinderung, die die Entwicklung einer intersektionalen Perspektive vorantrieben. Sie kritisierten die oft eurozentrischen Positionen der Frauenbewegung, oder die »Entgeschlechtlichung« von Frauen mit Behinderung, wie sie sich beispielsweise in der Beschilderung von Toiletten zeigt. Auch im Menschenrechtsdiskurs der Vereinten Nationen spielt der Begriff eine Rolle

In der Wissenschaft wird der Intersektionalitätsansatz vor allem von der Geschlechterforschung und den *Cultural Studies* vorangetrieben: So rücken Themen wie Mehrfach-Identitäten, multidimensionale Diskriminierung oder interdependente Machtverhältnisse in den Fokus. In den letzten Jahren findet das Konzept jedoch auch zunehmend Eingang in Bildungswissenschaft, Kulturanthropologie und Ethnologie, Rechtswissenschaft, Literaturwissenschaft, Geschichte, Politik- und Sozialwissenschaften. Die Fruchtbarkeit dieses Ansatzes liegt darin, dass er transdisziplinäres Denken fördert, Perspektiven auf bislang Unsichtbares und Unsagbares öffnet und neue theoretische, analytische aber auch aktivistische Unternehmungen ermöglicht. Problematisch an dieser Offenheit des Ansatzes ist jedoch, dass dieser dadurch methodisch manchmal etwas unklar ist. Kritische Stimmen merken außerdem an, dass gerade in Deutschland die Intersektionalitätsforschung vor allem von weißen Akademiker_innen in sicheren gesellschaftlichen Positionen und exklusiven Netzwerken betrieben wird und sich oft stark auf gegenwärtige großstädtische Räume konzentriert. Postkoloniale, anti-rassistische und gesellschaftskritische Blickwinkel sollten den intersektionalen ergänzen, um auch den historischen und globalen Kontext der verwobenen Diskriminierungsachsen zu erfassen.

von Friederike Faust, schwarzweiss e.V.

www.schwarzweiss-hd.de

Dancehall in ›Germaica‹

Entertainment, kulturelle Aneignung und Homophobie in der deutschen Reggae-Szene

Seit 2003 gibt es in Nordamerika und Europa immer wieder Anti-Homophobie-Kampagnen gegen die Auftritte von Reggae- und Dancehall-Entertainer_innen aus Jamaika. Oft werden Konzerte aufgrund des öffentlichen Drucks von Organisationen für die Rechte von Lesben, Schwulen, Bi-, Trans- und Intersexuellen abgesagt. Diese argumentieren, dass die aggressive Ablehnung von Homosexuellen auf Jamaika unter anderem durch die homophoben Dancehall-Lyrics aufrechterhalten wird. Hauptakteur_innen auf der internationalen Ebene waren dabei die britische LGBTI¹-Organisation *OUTRAGE!*. Sie machten gemeinsam mit der 2004 gestarteten Kampagne *Stop Murder Music* weltweit auf die anti-homosexuellen Dancehall-Lyrics sowie die gefährlichen Lebensbedingungen von Homosexuellen auf der Karibikinsel aufmerksam. Mitgetragen wurde die Kampagne von J-FLAG (*Jamaica Forum for Lesbians, All-Sexuals and Gays*), der einzigen jamaikanischen Organisation für die Rechte von Homo-, Bi-, Trans- und Intersexuellen. Da homophobes Gedankengut in der jamaikanischen Bevölkerung weit verbreitet ist, war der Aktionsraum von J-FLAG lange Zeit beschränkt, während *OUTRAGE!* im Zentrum der medialen Aufmerksamkeit stand. Fälschlicherweise wurde so der Eindruck vermittelt, internationale Aktivist_innen würden Jamaikaner_innen ihre Ansichten aufzwingen.

Sänger_innen und Deejays aus Jamaika haben insbesondere in den 1990ern Lyrics geschrieben und aufgeführt, die sich extrem gewalttätig gegen Homosexualität aussprechen oder die brutale Ermordung von Homosexuellen befürworten. Homophobie hat in Jamaika aber eine erheblich längere Tradition. Eine zentrale Rolle spielen dabei der europäische Kolonialismus und die Plantagensklaverei. Jamaika war Jahrhunderte lang eine britische Kolonie, in der Schwarze Sklav_innen unter unmenschlichen Bedingungen dazu gezwungen wurden, Reichtum für das britische Empire zu erwirtschaften. Das Gesetz gegen Analverkehr, das heute in Jamaika den juristischen Boden für die gesellschaftliche Ausgrenzung schafft, wurde von britischen Kolonialist_innen im Zuge der Christianisierung der Sklav_innen verabschiedet. Sexualgesetze waren ein wesentlicher Bestandteil des Kolonialismus und Auswüchse eines rassistischen Denkens, das Schwarze Menschen sexualisierte und sie als Gefahr für die ›zivilisierte‹ Sexualität der Kolonia-

list_innen darstellte. Als Jamaika 1962 unabhängig wurde, blieben diese Gesetze bestehen.

Auf der Insel kam es in den letzten Jahren immer wieder zu tödlichen Übergriffen auf Schwule und Lesben. Besonders homosexuelle und als verweiblicht wahrgenommene Männer sind in der Öffentlichkeit Bedrohungen ausgesetzt. Homosexuelle Frauen werden dagegen kaum als Bedrohung für die Herrschaft des Patriarchats wahrgenommen, aber auch für sie gehört Diskriminierung zum Alltag.

In deutschen Medien wird das Thema Homophobie in der jamaikanischen Populärmusik alljährlich zur Festivalsaison thematisiert. In der hiesigen Reggae- und Dancehall-Szene hat lange Zeit kaum eine kritische Auseinandersetzung mit homophoben Textinhalten stattgefunden. Stattdessen machen hierzulande unterschiedliche politische Gruppierungen und LGBTI-Organisationen auf homophobe Texte einiger jamaikanischer Künstler_innen aufmerksam. Sowohl die internationale Kampagne als auch die Aktionen in Deutschland richten sich explizit gegen *Battyboy-Tunes*². Bei öffentlichen Diskussionen stehen sich Befürworter_innen und



1 LGBTI ist die englische Abkürzung für Lesbian, Gay, Bi-Sexual, Transsexual and Intersexual.

2 *Battyboy* ist im jamaikanischen Kreolisch eine abschätzige Bezeichnung für einen homosexuellen Mann.

Gegner_innen der Musik oft mit ähnlichen Argumentationen gegenüber. Dass es auf Jamaika homosexuelle und heterosexuelle Gegner_innen der Homophobie gibt, wird häufig von beiden Seiten ausgeblendet. *Queers of Color*, Menschen, die sowohl von Homophobie als auch von Rassismus betroffen sind, nehmen sie nicht wahr. Viele Fans und Soundsystembetreiber_innen halten die anti-homosexuellen Inhalte für einen grundlegenden Teil jamaikanischer Kultur und damit für unveränderlich und gerechtfertigt. Zahlreiche weiße LGBTI-Verbände hingegen stigmatisieren Jamaika oft, wie im TIME-Magazin 2006, als »den homophobsten Ort der Welt« und vertreten damit eine vergleichbar eindimensionale Perspektive.

Solcherlei reduzierte Darstellungen reproduzieren letztendlich eine koloniale Zweiteilung der Welt. Diese birgt keine Ermächtigung für mehrfach diskriminierte Menschen, sondern dient nur dazu, sich selbst auf Kosten der vermeintlich ›Anderen‹ als ›modern‹ oder ›zivilisiert‹ darzustellen. Homophobe und rassistische Einstellungen in der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft werden dabei wenig beachtet.

Auch im Frühjahr 2013 stößt eine Debatte um Homophobie in der hiesigen, vorwiegend weißen Dancehall-Szene oft auf taube Ohren. Manchmal scheint es gar, dass homophobes Verhalten, insbesondere bei *Soundclashes*, musikalischen Wettkämpfen zwischen unterschiedlichen Soundsystemen, nicht nur vom deutschen Publikum erwartet, sondern auch von den Akteur_innen als notwendig betrachtet wird, um auf der Bühne als ›authentisch‹ wahrgenommen zu werden. Weiße Soundboys versuchen sich durch sexistische und homophobe Belei-

digungen als möglichst ›originalgetreu‹ zu inszenieren und versichern sich gleichzeitig ihrer eigenen heterosexuellen Männlichkeit. Kommt es zur Diskussion mit deutschen Soundbetreiber_innen, Veranstalter_innen und Fans, wird oft nur auf die Situation in Jamaika verwiesen und Homophobie unter weißen deutschen Dancehall-Fans ausgeblendet. So entziehen sich viele Beteiligte hierzulande jeglicher Eigenverantwortung. Homophob sind dann nur die ›Anderen‹, deren popkultureller Produkte man sich lediglich des Entertainments wegen bedient.

Ein aktueller Versuch, die deutsche Szene für Homophobie und Sexismus zu sensibilisieren, ist die Kampagne *Make Some Noise. Homophobia and Sexism Out of My Music* (MSN). Das Projekt ist ein loses Bündnis von Künstler_innen und Fans, die Sexismus und Homophobie vom Inneren der Szene aus bekämpfen wollen. Anders als bei vorausgegangenen Kampagnen geht es MSN nicht um Boykotte und Konzertverbote, von denen bisher lediglich Jamaikaner_innen, nie aber weiße Soundsystembetreiber_innen betroffen waren. Im Zentrum von MSN steht der Dialog zwischen Fans, Künstler_innen und Soundsystembetreiber_innen. Die wohl größte Herausforderung für die Kampagne wird es sein, die rassistische Polarisierung zwischen ›homophoben Jamaikaner_innen‹ und scheinbar ›aufgeklärten‹ Deutschen zu dekonstruieren. Dabei ist es unerlässlich, die oft ungehörten Stimmen von sowohl rassistisch als auch homophob diskriminierten Personen wahrzunehmen.

von Patrick Helber für schwarzweiss e.V.

Eine frühere Version des Artikels ist in der Zeitschrift *Hinterland* Nr. 21/2012 erschienen.

Impressum

UNiMUT – Zeitschrift [an] der Uni Heidelberg
Ausgabe 2/2013, Nr. 219 vom 15. April 2013

Redaktion: Chiara Westermann, Gregor Babelotzky, Jakob Brüssermann, Janina Reibold, Leonard Keidel & Natalia Lakman. Auflage 3.000. Unidruckerei.

Für namentlich gekennzeichnete Beiträge ist der/die VerfasserIn verantwortlich. Unterstützt von der FachSchaftsKonferenz, Albert-Überle-Str. 3-5, 69117 Heidelberg, e-mail: unimut@posteo.de.

Alle Ausgaben auch unter: www.uni-heidelberg.de/unimut

Bilder:

S. 7: Jane Austen, *Pride and Prejudice* (1894), Illustration von Hugh Thomson (Photomontage ChW); S. 8: *La Mode Illustrée* (1887), 241;
S. 9: Victorian Postcard; S. 19: Marina Abramović, *The Artist Is Present*, 2010, von Andrew Russeth (16 Miles of String), www.flickr.com/photos/sixteen-miles/4421750527/; S. 25: Patrick Helber.

Termine

19. April bis 30. Mai, Ausstellung *Voices of Death Row*, Projekt der Heidelberger Hochschulgruppe von Amnesty International und der vhs Heidelberg, vhs Heidelberg, Bergheimer Str. 76.
- bis zum 26. Mai, Fotoausstellung *Stadt der Frauen* von Miroslav Tichý, Zephyr, Raum für Fotografie, C 4.9, Mannheim.
- Samstag, 20. April, ab 19:00 Uhr, Lange Nacht der Museen (Mannheim, Heidelberg, Ludwigshafen).
- Sonntag, 21. April, 11:00 Uhr, *100 Jahre Soziologie des Kinos*, Buchvorstellung und Filmprogramm, Karlstorkino.
- Montag, 22. April, Beginn der Reihe *Akademische Mittagspause*, jeden Wochentag von 12:30 Uhr bis 13:00 Uhr, Kurzvorträge der Neuphilologischen Fakultät, Peterskirche, Plöck 70.
- Dienstag, 23. April, 19:30 Uhr, Lesung von Bastian Bielenfelder, Stadtbücherei.
- Mittwoch, 24. April, 19:00 Uhr, Podiumsdiskussion zum Thema: *Überall unerwünscht, nirgends anerkannt? Menschenrechtslage von Roma und Sinti in Deutschland und Europa*, vhs Heidelberg, Bergheimer Str. 76.
- Donnerstag, 25. April, 16:30 Uhr, »*Prost Neujahr Hammelmaus!*« Olaf Weibenberg liest aus Georg Büchners Briefen, Stadtbücherei.
- Donnerstag, 25. April, 18.00 Uhr, AG Verfasste Studierendenschaft (AG VS), Zentrales Fachschaften-Büro, Albert-Überle-Straße 3-5 (jeden Donnerstag, gleiche Zeit, gleicher Ort).
- Samstag, 27. April, 10.00 Uhr bis 15.00 Uhr, Campus-Flohmarkt im Marstallhof, Marstallhof 1.
- Montag, 29. April, 18 Uhr, Offene Unimut-Redaktionssitzung im *Orange* (Ingrimstraße 26a).
- Donnerstag, 2. Mai, 20.00 Uhr, Herta Müller liest aus ihrem Werk. Lesung und Gespräch, Neue Universität Aula, Grabengasse 3.
- Sonntag, 5. Mai, 12:00 Uhr bis 20:00 Uhr, Tag des Films. Filmanalysereihe der Wortfilm-Gruppe am DAI.
- Mittwoch, 8. Mai, 21:30 Uhr, »*Kleine Fische*« im Schwimmbad Club mit Live Stage (The Trip Tapes, New Kids on the Block, Zentralheizung of Death, Angry Pete), Onkel Linas LIEDErnacht (Perry O'Parson, Dominik Baer, Mire Kay, Phony Clone Mass), Electro Floor (Kay Piranha [La Nuit Bohème], Prella [Untre Ferunden], Enzo Carrera & Crisoff [Mono Duett]) und House Floor (Herrdammert [ntwrx], Patrick Plöck [ntwrx], Mojiito [pure* rec | electro_nouveau], Jonas Marienfeld [Open Door]). Eintritt 7,- € bis 24 Uhr, danach 9,-€.
- Sonntag, 12. Mai, 18.00 Uhr, *Die Frau mit den 5 Elefanten*, Ein Dokumentarfilm über Swetlana Geier, anschließend Gespräch zwischen Regisseur Vadim Jendreyko und dem Heidelberger Dostojewskij-Experten Prof. Dr. Horst-Jürgen Gerigk, Interkulturelles Zentrum Heidelberg (Landfried-Komplex), Alte Eppelheimer Straße 50.
- Montag, 13. Mai bis Mittwoch, 15. Mai, 11:00 bis 16:00 Uhr, Urabstimmung der *Verfassten Studierendenschaft*.
- Montag, 13. Mai, 18 Uhr, Offene Unimut-Redaktionssitzung im *Orange* (Ingrimstraße 26a).
- Donnerstag, 16. Mai, 20:00 Uhr, *Die Belasteten*, Euthanasie 1939-1945, Vortrag von Götz Aly, DAI.
- Montag, 3. Juni, 18 Uhr, Offene Unimut-Redaktionssitzung im *Orange* (Ingrimstraße 26a).
- Montag, 17. Juni, 18 Uhr, Offene Unimut-Redaktionssitzung im *Orange* (Ingrimstraße 26a).

Eine Minute für ... den Kurort Deutschland.

Dass am deutschen Wesen die Welt genesen solle, das hatte, zugegeben, Schmiss, ließ aber freilich das Entscheidende gerade außer Acht: Woran soll denn das erschöpfte deutsche Wesen selbst genesen – gerade wenn es sich wie heute ständig mit südeuropäischen Pleitegeiern herumärgern muss? Diese Frage hat uns jetzt – endlich – Paul Kirchhof beantwortet, als er unlängst in der FAZ den neuen Rundfunkbeitrag mit einer Kurtaxe verglich. Denn da fiel es uns wie Schuppen von den Augen: Mag die Quelle der Weisheit durch die Bücher fließen (gäh), die Heilquellen der Volksgesundheit fließen durch den Äther, und zwar über die Sendefrequenzen der Öffentlich-Rechtlichen! Würste man diese tiefe Einsicht nur angemessen zu würdigen, man kennte Kirchhof längst nicht mehr nur als den Professor, sondern als: den Propheten aus Heidelberg.

von Jakob Brüssermann

Mach die UB fit!

Kreuz an, was die UB für DICH tun könnte, um Dich noch glücklicher zu machen, und wirf ihr Deine persönliche Wunschliste in ihren Briefkasten.

Frei nach dem Motto: Gemeinsam mehr erreichen!



Liebe UB,

als Kunde bin ich Dein kleiner König – also gib mir alles, was ich angekreuzt habe, und zwar dalli!

- | | |
|---|--|
| <input type="checkbox"/> Kicker | <input type="checkbox"/> was für Vegetarier |
| <input type="checkbox"/> Lesestatistiken | <input type="checkbox"/> Einwegrasierer |
| <input type="checkbox"/> Chilloutraum mit Snoozle-Ecke | <input type="checkbox"/> Volleyballfeld im Innenhof |
| <input type="checkbox"/> kostenlose Fernleihe | <input type="checkbox"/> mehr Schließfächer |
| <input type="checkbox"/> Ritalinautomat | <input type="checkbox"/> Lesecke |
| <input type="checkbox"/> mehr Fitnessgeräte | <input type="checkbox"/> weniger Werbung |
| <input type="checkbox"/> mehr Bücher | <input type="checkbox"/> mehr Werbung |
| <input type="checkbox"/> weniger Bücher | <input type="checkbox"/> Pool im Innenhof |
| <input type="checkbox"/> Raucherkabinen | <input type="checkbox"/> Liebesnest für BibFlirt-Paare |
| <input type="checkbox"/> Briefkasten für Bücherrückgabe im EG | <input type="checkbox"/> Quote für lesbische schwarze Behinderte |
| <input type="checkbox"/> bessere Musik | <input type="checkbox"/> Einsatz von Leseratten |
| <input type="checkbox"/> Fußbodenheizung | <input type="checkbox"/> direkter Durchgang von der UB zur Triplex |
| <input type="checkbox"/> Grillstation im Innenhof | <input type="checkbox"/> Flughafen (Kassel hat auch einen) |
| <input type="checkbox"/> Trimm-Dich-Pfad | <input type="checkbox"/> Lesebrillen |
| <input type="checkbox"/> Kondomautomat | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> lebenslanges Leihen für lebenslanges Lernen | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> Hörbücher | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> Links zum Ikeakatalog | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> Ende der Amazon-Kooperation | <input type="checkbox"/> |
| <input type="checkbox"/> vollständige Integration von HEIDI in Amazon | <input type="checkbox"/> |